

TERRA

SCIENCE FICTION ROMAN
aus der Perry Rhodan-Redaktion

CLARK DARLTON

Wir – die Unsterblichen

Menschen im Strom der Zeit und der Unendlichkeit –
10 Stories deutscher SF-Autoren

DEUTSCHER
ERSTDRUCK



Menschen im Strom der Zeit und der Unendlichkeit

Clark Darlton präsentiert eigene SF-Stories sowie Erzählungen von Erich von Däniken, Robert Artner und des jungen SF-Talents Annette Kofol. Der vorliegende Band enthält

die Story vom Treffen der Unsterblichen –

die Story vom langen Weg der Rache –

die Story von der schrecklichen Vision –

die Story des Mannes, der die Zeit manipulierte –

die Story vom Gespräch mit einem Computer –

die Story von der Elefantenplage auf der Siedlerwelt

–

die Story vom Zeitexperiment –

die Story von der Geschichtslektion –

die Story von der Ahnengalerie –

und die Story von der totalen Transplantation

TTB 235

CLARK DARLTON

WIR – DIE UNSTERBLICHEN

Eine SF-Anthologie

Deutsche Erstveröffentlichung

ERICH PABEL VERLAG KG · RASTATT/BADEN

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!

TERRA-Taschenbuch erscheint 14täglich im
Erich Pabel Verlag KG, 7550 Rastatt, Pabelhaus
Copyright © 1971 by Walter Ernsting – USA-Registration,
mit Ausnahme der Story GESPRÄCH MIT EINEM COMPUTER
© 1971 by Erich von Däniken
Redaktion: G. M. Schelwokat
Vertrieb: Erich Pabel Verlag KG
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Einzelpreis: 2,80 DM (inkl. 5,5 % MWST)
Verantwortlich für die Herausgabe
in Österreich: Waldbaur Vertrieb, A-5020 Salzburg,
Franz-Josef-Straße 21
NACHDRUCKDIENST:
Edith Wöhlbier, 2 Hamburg 1, Burchardstr. 11,
Tel. 040 / 33 96 16 29, Telex: 02 / 161 024
Printed in Germany
April 1974

INHALT

Robert Artner <i>Wir – die Unsterblichen</i>	6
Clark Darlton <i>Der lange Weg der Rache</i>	21
Annette Kofol <i>Vision</i>	34
Clark Darlton <i>Vom Wesen der Zeit</i>	43
Erich von Däniken <i>Gespräch mit einem Computer</i>	78
Clark Darlton <i>Die Elefantenplage</i>	86
Robert Artner <i>Test Tempus A</i>	121
Clark Darlton <i>Geschichtsstunde</i>	124
Annette Kofol <i>Ahnengalerie</i>	137
Clark Darlton <i>Transplantation</i>	148

ROBERT ARTNER

Wir – die Unsterblichen

(Nach einer Idee von George H. Mayer)

Ich hatte schon ein paar Stunden lang fest geschlafen, als der Haus-Interkom summte.

Ich war sofort hellwach. Es kam nicht oft vor, daß mich mitten in der Nacht jemand anrief. Ich schätze das nicht. Ich will meine Ruhe haben. Überraschende Besuche oder Anrufe sind mir verhaßt. Bei mir muß alles nach Plan gehen, sonst werde ich nervös. Und wenn ich nervös werde, werde ich ungerecht.

Ich blieb einen Moment lang regungslos auf dem Rücken liegen. Es war fast vollständig dunkel in meinem Zimmer. An der Decke tanzten ein paar helle Flecke. Die Jalousie schloß nicht ganz. Die mußte ich bei Gelegenheit reparieren lassen, dachte ich.

Wieder summte der Interkom. Es war ein dumpfer, quälender Ton. Ich mochte ihn nicht. Er störte mich. Früher, als es noch Telefon gab, hatte ich die Klingel immer ganz leise gestellt. Ich hasse laute Geräusche.

Ich drehte mich im Bett um und schaltete die Außenkamera ein. Ich wollte wissen, wer überhaupt an der Tür war.

Der Bildschirm flackerte. Er füllte sich mit grauen Schlieren, die sich langsam zu einem scharfeingestellten Bild verdichteten.

Es war Steve. Mein Freund Steve. Steve lebte in England. Jetzt war ich wirklich hellwach. Wenn Steve aus England gekommen war, dann mußte etwas passiert sein. Steve kennt mich und meine Marotten. Er

hätte sich angemeldet, wenn genug Zeit dafür dagesewen wäre.

Ich drückte auf den Türöffner. Die Tür ging auf. Steve kam wortlos herein. Er warf sich in einen Sessel und holte tief Luft.

»Was ist denn mit dir los?« fragte ich. Ich stand auf und holte eine Flasche und zwei Gläser aus dem Schrank.

Er trank das erste Glas in einem Zug leer. Er lächelte etwas verlegen, als er das Glas abstellte.

»Also?«

Schweigend goß er sich ein zweites Glas voll. Er hielt es in der Hand und betrachtete nachdenklich die goldgelbe Flüssigkeit.

»Ich weiß nicht recht, wie ich es dir sagen soll.«

Ich nahm mir eine Zigarette.

»Na komm, mach's nicht so spannend«, sagte ich. Ich drückte die Zigarette aus. Sie schmeckte mir nicht.

»Dagobert ist tot!«

Ich nahm mir eine neue Zigarette.

»Das ist doch nicht dein Ernst!«

Er schwieg.

»Du hast gesagt, Dagobert sei tot; ist dir klar, was das bedeutet, wenn es wirklich stimmt?«

»Genauso hab' ich reagiert«, sagte er.

Ich machte eine hilflose Bewegung.

»Aber das ist doch ganz unmöglich«, sagte ich.

Er hob die Schultern und ließ sie resignierend wieder fallen. Er trank sein zweites Glas aus.

»Ist er ermordet worden?«

Steve schüttelte den Kopf.

»Oder vielleicht ein fehlgesteuerter Transmitter, davon hat man in letzter Zeit doch öfter gehört ...«

Steve schüttelte wieder den Kopf.

»Nein«, sagte er.

»Na hör mal! Dagobert ... ich meine, er kann doch nicht einfach so ...«

»Doch«, sagte Steve. »Dagobert ist einfach so gestorben. Von einem Moment zum andern.«

Jetzt zitterten mir die Hände. Denn Steve log nicht. Aber wenn das stimmte, was er da sagte, dann hatte ich auch allen Grund, nervös zu werden. Dagobert tot. Dabei konnte Dagobert doch gar nicht sterben. Genausowenig wie ich. Oder Steve. Denn Dagobert war unsterblich.

Ich muß Ihnen das erklären. Schließlich ist man selbst heutzutage nicht so ohne weiteres unsterblich. Sicher können Sie sich noch an die Photonenrakete erinnern. Sie war von Professor Eugen Sänger theoretisch entwickelt worden. Er hielt ihr Antriebsprinzip für eine Möglichkeit, lange Strecken im Weltraum zu überwinden. Die normalen Raketenantriebe hatten nicht genug Schubkraft, die Reisen hätten einfach zu lange gedauert. Die Photonenrakete hätte theoretisch die Lichtgeschwindigkeit erreichen können. Dadurch schrumpften die Entfernungen zusammen.

Eine faszinierende Sache für einen jungen Raketentechniker, der weltraumbesessen ist. Und das waren wir damals. Wenn wir schon nicht selber Astronauten werden konnten – es fehlten die gesundheitlichen Voraussetzungen –, dann wollten wir doch wenigstens mithelfen, den Weltraum von der Erde aus zu erobern. Steve machte den Anfang. Er war ein brillanter Mathematiker und bestand alle Prüfungen mit Auszeichnung. Ich war der nächste. Und dann

die anderen. Und schließlich hatten wir es geschafft, daß wir sogar zusammenarbeiteten.

Eine friedliche Verschwörung. Eine Verschwörung mit einem sehr merkwürdigen Ausgang.

Wir arbeiteten auf dem Versuchsfeld, als die erste Photonenrakete startete. Obwohl der Startvorgang nicht ganz planmäßig verlief, wurde der Countdown nicht unterbrochen. Das war gar nicht so ungewöhnlich, denn die Rakete war unbemannt; man wollte feststellen, ob die Computer dieses Unregelmäßigkeit selbständig regulieren würden. Sie taten es nicht. Aber das merkten wir erst viel später. Denn rein äußerlich war uns zunächst gar nichts anzumerken, als die Sache vorüber war. Das kam später.

Wir wurden nicht mehr älter. Keine Falten, keine grauen Haare mehr, keine ernstzunehmenden Krankheiten. Es dauerte ein paar Jahre, bis uns das richtig bewußt wurde. Und als wir es verarbeitet hatten, was mit uns geschehen war, beschlossen wir, niemandem etwas davon zu sagen. Wir wollten keinen Pressewirbel. Wir wollten nur in Ruhe leben. Jetzt, da wir doch so viel Zeit zum Leben hatten.

Offiziell trennten wir uns bald, aber wir trafen uns jedes Jahr. Wie Taubenzüchter oder ein Briefmarkenverein. Nur daß wir eben unsterblich sind – waren. Ich weiß nicht so genau, ob wir es wirklich noch sind.

Ich starrte Steve an.

»Wissen es die anderen schon?«

Er nickte.

»Ich hab' sie auch hierherbestellt. Am besten, wir besprechen alle zusammen, was jetzt zu tun ist.«

Er spielte mit seinem Glas.

»Das muß man sich mal vorstellen!«

Ich machte eine unwillige Handbewegung.

»Vorstellen! Was heißt hier schon vorstellen? Kannst du dir vielleicht vorstellen, wie es ist, wenn man unsterblich ist? Ich meine, kannst du es dir vorstellen, bevor du es wirklich bist?«

Er schüttelte resigniert den Kopf.

»Es hat doch keinen Zweck, wenn wir uns jetzt nervös machen.«

»Entschuldige. So hatte ich es nicht gemeint.«

»Ich weiß.«

Dann kam mir plötzlich ein Gedanke.

»Sag mal, weißt du eigentlich, woran Dagobert gestorben ist?«

Er nickte.

»An Altersschwäche«, sagte er. »Eine ganz normale Sache.«

Er rieb sich über die Augen.

»Was ist?« fragte ich alarmiert, »bist du etwa ...«

»Krank?« fragte er. Er lachte ein bißchen. »Nein, ich bin nicht krank. Nur ein bißchen müde. Die Fahrt, der fehlende Schlaf. Aber ich weiß schon, was du meinst. Mit dieser Angst müssen wir jetzt ständig leben.«

»Dann hält die Strahlendosis also nicht ewig an.« Ich hatte das einfach so vor mich hingesagt. Plötzlich kam mir eine Idee. »Wäre es nicht logisch, wenn wir jetzt einfach ...«

»Uns eine neue Strahlendosis beschaffen?«

»Genau.«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, sagte er. »Wir müssen es auf jeden Fall versuchen.«

»Wo?«

»In Australien starten noch Photonenraketen.«

»Aber wie sollen wir denn in den Strahlungsbe-
reich kommen? Es ist schließlich schon ziemlich lange
her, seit wir als Techniker gearbeitet haben. Wir sind
nicht mehr fit. Wir wissen nicht, was sie in der Zwi-
schenzeit alles entwickelt haben. Ich glaube kaum,
daß eine übliche Bewerbung einen Sinn hätte.«

»Genau das ist das Problem«, sagte er.

Ich dachte das auch. Aber das war gar nicht das
Problem. Unser Problem lag ganz anders. Aber das
sollten wir erst viel später erfahren.

Der Haus-Interkom summte. Steve sah mich an.

»Das werden Neil und Stefan sein«, sagte er.

Ich drückte auf den Türöffner.

Die beiden waren auch ziemlich durcheinander. Sie
hatten sich auf dem Transmitterbahnhof getroffen
und gemeinsam ein Flugtaxi genommen.

Wir sagten ihnen, was los war.

»Oh, jetzt verstehe ich«, sagte Neil. Er wandte sich
an Stefan. »Ich glaube, es ist ziemlich sinnlos, wenn
wir hier stundenlang unser Schicksal beklagen; die
Frage ist: was tun wir nun? Hat jemand einen
brauchbaren Vorschlag? Oder wollt ihr einfach ab-
warten und sterben?«

»Natürlich nicht«, sagte Steve spontan.

»Und was meinst du?« Er sah mich fragend an.

»Also, ehrlich gesagt, ich bin mir nicht sicher, was
ich tun soll. Steve meint auch, man müßte nach Au-
stralien gehen. Da werden noch Photonenraketen ge-
startet ...«

»Ach so. Und dann eine neue Strahlendosis einfan-
gen?«

»So ungefähr.«

Er wiegte nachdenklich den Kopf.

»Das ist natürlich eine Möglichkeit. Aber sie gefällt mir nicht so ganz.«

»Wieso nicht?«

»Wie sollen wir denn da überhaupt rankommen?«

»Das ist ja die Frage!«

»Das hält uns doch nur alles auf jetzt«, sagte Stefan. »Ich bin dafür, wir fahren erst mal hin. Dann werden wir schon sehen, wie wir weitermachen.«

Stefan hatte nicht verstanden, was Neil gemeint hatte. Ich glaube vielmehr, daß sich Neil gefragt hatte, warum wir überhaupt mit aller Gewalt versuchen sollten, unsterblich zu sein. Er war wohl der einzige von uns, der sich die Frage so grundsätzlich stellte.

»Dagobert liegt noch bei mir in der Wohnung«, sagte Steve plötzlich.

Wir starrten ihn überrascht an.

»Sag mal, bist du wahnsinnig geworden?«

»Was sollte ich denn sonst machen? Ich kann ihn doch nicht einfach in den Konverter werfen!«

»Mußt du gar nicht. Ich kenne einen ziemlich abgelegenen Friedhof. Da bringen wir ihn hin. Das merkt kein Mensch.«

Ich versuchte, ein bißchen Fröhlichkeit in unsere Runde zu bringen. Aber es hatte nicht viel Zweck. Sie waren alle ziemlich angeschlagen. Und ich auch.

»Treffen wir uns also in England«, schlug Stefan vor. »Am besten reisen wir einzeln, das fällt nicht so auf. Die Sache darf nicht herauskommen, sonst sind wir geliefert. Sie würden wie die Wölfe über uns herfallen. Macht euch das klar!«

Das würden sie ganz sicher. Wir wußten es. Und deswegen mußten wir auch so vorsichtig wie möglich

sein. Steve wohnte draußen auf dem Land. Er hatte einen alten Bauernhof gekauft, ihn abgesichert und sehr gemütlich eingerichtet. Da kann niemand herein, den er da nicht haben wollte. Das fing mit versenkbaren Wänden und Fenstern an. Eine perfekte Burg. Hier hatte er sich die letzten Jahre vergraben. Er war kaum rausgegangen. Wie ich – und die anderen. Er hatte den Anschluß verpaßt. Er wußte nicht mehr, was er draußen, in der Welt, tun sollte. Hier hatte er alles, was er brauchte. Fernsehen, Tonbänder, Bücher. Und Katzen. Viele Katzen. Steve war ein Katzennarr.

Ich kam als Letzter mit einem Flugtaxi. Die Dorfbewohner brauchten mich gar nicht zu sehen. Nicht daß ich Angst gehabt hätte; ich wollte nur keine fremden Menschen sehen. Mir war nicht danach. Den Rest des Weges ging ich zu Fuß.

Während ich ging, dachte ich nach. Im Flugtaxi hatte ich mal wieder Nachrichten gehört; sonst kam ich ja kaum dazu. Es interessierte mich nicht mehr, wo in der Welt gerade Krieg geführt wurde. Zumal es immer noch die alten Eroberungskriege waren; Kolonisationskriege von reichen Völkern gegen arme. Eine Rakete war nach Alpha Centauri unterwegs; sie sollte das System umrunden und dann zur Erde zurückkehren. Die Mannschaft wurde bis zum Ziel eingefroren; drei Mann, die in drei Metallsärgen durch den Weltraum rasten. Am Ziel wurden sie dann aufgetaut, verrichteten ihre Arbeit, froren sich wieder ein, und wenn sie dann zurück waren, was war dann? Das große Fragezeichen. Denn niemand wußte bisher, inwieweit die Einsteinsche Relativitätstheorie sich in der Praxis auswirkte.

Ich nahm das zur Kenntnis. Aber das war auch al-

les. Aber immerhin starteten noch Raketen. Und das war wichtig für uns. Wir mußten nur irgendwie an sie herankommen, wenn sie starteten.

Aber wie?

Steve machte die Tür auf. Er war blaß. Neil war auch schon da. Er sah genauso mitgenommen aus. Mir kam ein fürchterlicher Verdacht. Ich wagte nicht, ihn auszusprechen.

»Stefan ist tot«, sagte Steve.

Ich ließ mich in einen Sessel fallen.

Ich schwieg.

»Wir sind zusammen im Zug gefahren«, sagte Steve. »Das war die einfachste und unauffälligste Möglichkeit. Wir waren allein in einem Abteil. Da ist es passiert. Es ist ganz schnell gegangen. Er ist in ein paar Minuten ganz alt geworden. Man konnte die einzelnen Phasen richtig beobachten. Und dann war er plötzlich tot. Kein schöner Anblick, kann ich dir sagen! Er sackte einfach zusammen und war tot. Ich hab' natürlich einen wahnsinnigen Schrecken gekriegt. Stell dir vor, man hätte uns zusammen gefunden! Nicht auszudenken! Ich bin bei der nächsten Station sofort ausgestiegen und weggerannt. Inzwischen werden sie ihn wohl schon gefunden haben. Ich hab' dann einen Transmitter genommen. Das geht doch schneller. Und jetzt geht es nämlich erst richtig los«, sagte er. »Glaubt mir, jetzt fängt das alles erst richtig an. Ich weiß nicht mehr, was wir tun sollen. Ich weiß nicht, ob unser Plan richtig ist.«

»Na komm«, sagte Neil. »Jetzt geht es um unsere eigene Haut. Es hat keinen Sinn, hier die große Klage zu führen. Tun wir etwas!«

»Du bist gut! Und was? Und wie?«

»Also, wenn du natürlich so da rangehst, dann kann es ja nichts werden!«

»Nur die Ruhe«, sagte ich. »Das Schlimmste, was uns jetzt passieren kann, sind Streitereien. Das müssen wir auf jeden Fall vermeiden.«

»Mensch, ich kann nicht mehr!« schrie Steve.

»Denkst du, mir macht das vielleicht Spaß!« schrie Neil zurück.

»Ruhe!« brüllte ich.

Sie schwiegen und sahen mich an.

»Jetzt der Reihe nach«, sagte ich. »Neil, wann startet die nächste Versuchsrakete von Australien?«

»In der nächsten Woche.«

»Na also!«

»Na und?« fragte Neil. »Als ob damit schon etwas erreicht wäre!«

»Auf jeden Fall können wir schon einen Terminplan machen«, sagte ich.

»Da hast du was davon«, knurrte Steve.

»Steve, bitte, nimm dich einen Moment lang zusammen! Glaub doch nicht, daß ich mich so prima fühle, wie ich vorgebe. Aber es hat einfach keinen Sinn, wenn wir uns immer selbst wieder in Frage stellen. Wir müssen es schaffen! Und wir werden es schaffen! Nur wenn du das glaubst, werden wir es auch wirklich schaffen.«

»Und nebenan liegt Dagobert«, sagte Steve.

Den hatte ich inzwischen vollkommen vergessen.

In derselben Nacht schafften wir ihn weg.

Wir wohnten im Victory-Hotel in Barcaldine. Unsere Zimmer lagen nebeneinander. Es war ein herrliches Wetter in Australien. Wie im Reiseprospekt. Man

hätte sich direkt wohl fühlen können. Aber das »Wenn« hing uns allen im Nacken. Jetzt waren wir nur noch drei. Blödsinnigerweise mußte ich an das Kinderlied von den zehn kleinen Negerlein denken. Wie viele von uns würden wohl übrigbleiben? Alle drei? Zwei?

Wir saßen bei Steve im Zimmer. Die Klimaanlage arbeitete lautlos und machte die Hitze erträglicher. Steve hatte die gelben Vorhänge zugezogen, aber durch einen Spalt schimmerte ein Fetzen vom blauen Himmel herein. Ein schönes Fleckchen Erde. Unter anderen Umständen.

Wir sahen Neil an.

»Morgen nachmittag soll die Rakete starten. Der Countdown läuft seit einer Woche. Bis jetzt planmäßig.«

»Wie sind die Absperrungsmaßnahmen?«

Neil sah nachdenklich in sein Glas.

»Das ist es ja gerade, was mir Sorgen macht.«

»Wieso?«

»Sie haben so gut wie gar keine Absperrungsmaßnahmen getroffen.«

»Das ist doch prima«, sagte Steve.

»Moment, Moment«, sagte ich, »so prima muß das gar nicht sein.«

»Warum?«

Ich stand auf und zog den Vorhang ein Stückchen auf.

»Ich weiß nicht, was du denkst, aber wenn es das ist, was mir gerade eingefallen ist, dann sitzen wir ganz schön in der Tinte«, sagte Neil.

Ich brachte nur ein Nicken zustande.

»Eben«, sagte ich.

Ich setzte mich wieder hin und zündete mir langsam eine Zigarette an.

»Jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr«, sagte Steve.

»Es wäre doch möglich«, sagte Neil, »eine Photonenrakete zu starten, die keine gefährliche Strahlung beim Start verbreitet, oder?«

Steve starrte nachdenklich vor sich hin.

»Ach, das meinst du.« Er wischte einen Fussel vom Glasrand weg. »Also möglich wäre das natürlich schon. Aber das ist doch reichlich unwahrscheinlich. Das wäre ein ganz neues Experiment.«

»Und wo sind wir hier?« fragte Neil.

»Auf einem Versuchsfeld«, antwortete ich leise.

Steve stellte sein Glas weg.

»Was machen wir nun?«

»Nichts«, sagte Neil. »Nichts außer abwarten.«

»Sonst können wir wohl auch nichts tun«, sagte ich noch. Trotzdem, ich weiß nicht warum, hatte ich von Neil noch eine Reaktion erwartet. Aber es kam nichts. Steve war aufgestanden. Er stand vor der großen Panoramascheibe und starrte in den makellos blauen Himmel.

Ich drehte mich um zu Neil.

Und da sah ich es.

Neil wurde plötzlich alt. Wie Dagobert. Wie Stefan. In den Augenwinkeln und um die Augen herum waren plötzlich Dutzende von Fältchen, die eben noch nicht dagewesen waren. Der Mund zog sich zusammen, als sei er eben, von einem Moment zum andern, zahnlos geworden. Und das war er ja wohl auch. Die Lippen wurden spröde. Seine Hände verkrampften sich. Sie bestanden nur noch aus Haut und Knochen.

Neil starb. Kein Zweifel, es hatte ihn auch erwischt. Neil starrte seine Hände an, als könne er, als wolle er einfach nicht begreifen, was hier mit ihm passierte. Er starrte einfach seine Hände an. Er konnte nicht wegsehen. Vielleicht hatte er auch gar nicht mehr die Kraft dazu, den Kopf zu heben.

Er sah mir nicht in die Augen, als er starb. Er starrte seine Hände an. Die Hände eines alten Mannes. Vogelklauen.

Als Steve sich schließlich wieder umdrehte, war er schon tot.

Da waren's nur noch zwei, ergänzte ich in Gedanken.

Steve starrte mich an.

»Da hast du's«, sagte er. »Das kann uns auch jeden Moment passieren.«

Ich rieb mir verzweifelt die Augen.

»Wir dürfen jetzt einfach nicht nervös werden«, sagte ich.

»Wir dürfen einfach nicht mehr warten«, sagte Steve.

»Ist doch eigentlich witzig, daß gerade wir beiden übriggeblieben sind, nicht?«

»Also, ich muß schon sagen«, sagte er. »Einfälle hast du!«

Ich stand auf, ging durch das Zimmer und ließ mich auf eine Couch fallen. Ich legte die Füße hoch.

»Manchmal«, sagte Steve, »verstehe ich dich wirklich nicht. Das muß ich dir mal sagen.«

Das konnte ich nun wieder gut verstehen – daß er mich nicht mehr verstand. Aber das konnte ich ihm nicht sagen. Noch nicht. Noch war es zu gefährlich, ihm die Wahrheit zu sagen.

Wir warteten auf den Start der Photonenrakete. Wir warteten beide darauf, obwohl ich wußte, wie sinnlos dieses Warten war. Aber das sagte ich ihm natürlich nicht.

Es war wirklich ein Alptraum, als wir zu dem Startplatz kamen. Denn es waren kaum Wachen da. Der Himmel war strahlend blau, wie er das hier immer zu sein schien. Und Steve war nervös. Ich nicht. Ich wußte ja, was kam. Die Rakete startete völlig normal. Oder sollte ich besser sagen: anomal?

Es wurde natürlich keine Strahlung frei. Dieser Gedanke war auch zu kindisch gewesen. Und Steve regte sich immer mehr auf.

Und am meisten regte er sich darüber auf, daß ich mich überhaupt nicht aufregte.

Aber, wie gesagt, er wußte ja auch nicht, was ich wußte.

Das war's; das war die Geschichte der Unsterblichen. Hier ist sie zu Ende. In Australien. Aber natürlich darf sie nicht heißen: *Wir, die Unsterblichen*, sondern *Ich, der Unsterbliche*.

Denn Steve starb auch bald nach dem Start der Photonenrakete.

Nur ich nicht. Denn ich hatte die anderen ... nun ja, umgebracht ist ein häßliches Wort. So einen brutalen Ausdruck gebraucht man nicht gern. Und ein Mörder war ich wirklich nicht. Denn die Lebensspanne meiner Freunde war ja längst abgelaufen. Ich hatte nur ein bißchen nachgeholfen. Ganz unauffällig. Sie hatten nichts gemerkt. Das Gift wirkte langsam. Sie hatten auch gar keine Schmerzen dabei.

Und jetzt habe ich wirklich meine Ruhe. Nun kann niemand mehr kommen und mich stören.

Denn jetzt habe ich mein Geheimnis ganz für mich
allein.

Das Geheimnis meiner Unsterblichkeit.

CLARK DARLTON

Der lange Weg der Rache

Auszug aus Bernards Universallexikon, Ausgabe 2176: Schon im 19. Jahrhundert beschrieb der englische Schriftsteller H. G. Wells eine Zeitmaschine. Bis zum Jahre 2145 blieben alle Versuche, ein solches Gerät zu konstruieren, erfolglos. Dann entwickelte der geniale Physiker Karel Dekker eine Maschine auf hyperenergetischer Basis, die den Transport von Gegenständen und lebenden Wesen in die Vergangenheit ermöglichte. Leider ist es bis heute nicht gelungen, die etwa um fünfhundert Jahre zurückversetzte Materie in unsere Gegenwart zurückzuholen. Eine Reise in die Zukunft wird allgemein als unmöglich angesehen, da diese noch nicht existent ist.

Richter Jenner war fest davon überzeugt, gerecht und nach dem Gesetz geurteilt zu haben. Schon seit Tagen, solange der Prozeß dauerte, hatte er die Meinung des Staatsanwalts geteilt, sogar öffentlich, obwohl er das nicht durfte. Dadurch war es zu Meinungsverschiedenheiten mit dem Verteidiger gekommen, der sich nun damit abfinden mußte, den Prozeß für seinen Mandanten verloren zu haben. Na, und wenn schon! Selbst wenn Baron Edmond von Klarenbach für immer aus dem Kreis der gegenwärtig Lebenden verschwand, so würde sein Anwalt um das ihm zustehende Honorar nicht bangen müssen. Edmond von Klarenbach war ein reicher Mann, und zur Zahlung seines Verteidigers war er verpflichtet, ehe er seiner Zeit für immer Lebewohl sagte.

Denn dazu war er von Richter Jenner verurteilt worden.

Längst war die Todesstrafe abgeschafft. Da es nach Dekker kein Zeitparadoxon geben konnte (er hatte diese Behauptung experimentell nachgewiesen), war man zu der einfachen Methode übergegangen, entsprechend Verurteilte mit Dekkers Zeitmaschine in die Vergangenheit zu schicken. Dort verschwanden sie auf Nimmerwiedersehen und ersparten der Gegenwart Geld und Ärger. Es war eine humane Methode, sich unliebsamer Elemente zu entledigen.

Im Grunde genommen war Baron Edmond von Klarenbach unschuldig. Auch Richter Jenner wußte das. Trotzdem hatte er das Urteil gefällt, ja, es hatte schon vor Beginn des Prozesses für ihn festgestanden.

Eine alte Geschichte, die schon zu Zeiten seines Vaters begonnen hatte, noch vor der Erfindung der Zeitmaschine. Eigentlich begann es mit einer Kleinigkeit, die eine vernünftige Aussprache hätte regeln können, aber sowohl bei Amtsrat Jenner wie auch bei Baron Clavius von Klarenbach handelte es sich um besonders dickköpfige Charaktere.

Amtsrat Jenner war ein leidenschaftlicher Jäger, und eines Tages, ganz aus Versehen, geriet er bei der Verfolgung eines kapitalen Zwölfenders auf das Gebiet des Barons. Prompt gelangte er auch dort zum Schuß, und Baron Clavius verklagte den hochwohlgeborenen Amtsrat wegen Wilderns. Es kam zu einem Vergleich, wie nicht anders zu erwarten, aber der Amtsrat kam um seine verdiente Beförderung.

Er konnte die Sache nie ganz verschmerzen und starb einige Jahre später, noch vor seiner Pensionierung. Sein einziger Sohn, Richard Jenner, hatte Jura

studiert. Ihm vertraute der Vater den letzten Wunsch an: Rache an Baron Clavius von Klarenbach oder seinem Sohn.

Zuerst konnte sich Richard Jenner nicht mit dem Gedanken befreunden, einem ihm unbekanntem Menschen Unrecht zuzufügen, und kurz entschlossen stattete er dem alten Baron einen Besuch auf dessen Herrnsitz ab. Er traf den Schloßherrn in schlechtester Laune an, und als er seinen Namen nannte, wurde er eigenhändig von dem jungen Baron Edmond und einem Lakaien hinausgeworfen.

Das wiederum konnte ein Richard Jenner nicht vergessen, der einige Jahre später zum Richter ernannt wurde. Er beschloß, den obskuren Letzten Willen seines Vaters zu erfüllen.

Die Gelegenheit bot sich sehr bald, als die Bodenreform einige Dinge zu Tage brachte, die nicht gerade ein günstiges Licht auf die Machenschaften des jungen Barons warfen. Edmond von Klarenbach hatte einige kleine Gutsbesitzer und Bauern genötigt, auf ihre Rechte zu verzichten. So war es ihm gelungen, seinen alten Besitz zu erhalten, der seiner Familie schon seit Jahrhunderten gehörte. Eine komplizierte Geschichte, das wußte auch Richter Jenner, aber als er den Fall übertragen bekam, machte er sich die Mühe, alles nur erreichbare Material in den Bibliotheken zu besorgen und durchzustudieren. Auch wenn er dabei auf manche Merkwürdigkeiten stieß, ließ er sich nicht beirren. Seine Aufgabe war es, den Baron ein für allemal zu erledigen. Ob er dabei den Klägern zu ihrem Recht verhalf oder eventuelle Gauner begünstigte, war ihm egal. Er wollte das Vermächtnis seines Vater erfüllen.

In diesem 23. Jahrhundert war das Traditionsbewußtsein wieder neu erwacht, trotz aller sozialen Neuerungen und der entsprechenden Gesetze. Der Sohn übernahm die Geschäfte seines Vaters, und erledigte auch die Dinge, die vom Tod des Vaters an ihrer Vollendung gehindert wurden.

Rache gehörte dazu.

Als Richter Jenner das Material durchgearbeitet hatte, wußte er, wie Baron Edmond von Klarenbach zu packen war. Er erließ Haftbefehl wegen Erpressung.

Es war nicht schwer für Jenner, Beweise zu sammeln. Er opferte einen guten Teil seines eigenen Vermögens, die zuvor von Klarenbach bestochenen Gutsbesitzer zu einer schärferen Formulierung ihrer Klage zu bewegen. Aus der Nötigung wurde Erpressung, und damit gab es keine Rettung mehr für den Baron.

Er wurde von Richter Jenner dazu verurteilt, mit der Zeitmaschine in eine ungewisse Vergangenheit zurückgeschickt zu werden, um etwa fünfhundert Jahre.

Das kam einem Todesurteil gleich, auch wenn es keinswar.

Als Edmond von Klarenbach in der Delinquentenzelle seine letzte Nacht verbrachte, wußte er, daß es einen Weg gab, das Urteil eines Tages zu revidieren.

Er beschloß, diesen Weg zu gehen.

Richter Jenner atmete auf, als er am anderen Tag nach Dienstschluß sein gemütliches Heim betrat und sich setzte, um die Post durchzusehen. Seine Haushälterin war auf Urlaub, und verheiratet war er nicht.

Er las zuerst die unwichtigen Sachen, dann nahm er das dicke Kuvert zur Hand, das ihm schon von Anfang an aufgefallen war. Die steile Schrift wirkte altmodisch und ein wenig pedantisch. Sie kam ihm irgendwie bekannt vor.

Der Umschlag trug keinen Absender.

Jenner riß ihn auf und staunte nicht wenig, als er einen Packen mit Schreibmaschine geschriebener Manuskriptseiten zutage förderte. Dabei lag ein Brief, der wieder die steile Handschrift aufwies.

Er las ihn zuerst:

Datum: 17. April 2199

An Richter Richard Jenner

Sie werden dieses Datum genausowenig vergessen wie ich. Aber wenn Sie durch ein chemisches Labor die Tinte meines Schreibens analysieren lassen, wird man Ihnen mitteilen, daß die Schrift genau fünfhundert Jahre alt ist. Und das stimmt. Ich schreibe diesen Brief im Jahre 1699, und ich bin der Ahnherr des Geschlechtes derer von Klarenbach, Baron Edmond von Klarenbach.

Diesen Brief erhalten Sie, um durch graphologische Experten feststellen zu lassen, daß Sie keiner Mystifikation zum Opfer gefallen sind. Jeder wird Ihnen bestätigen, daß es sich um die Handschrift des Mannes handelt, den Sie vor wenigen Stunden mit der Zeitmaschine fünfhundert Jahre in die Vergangenheit schickten – und der nun in Ihre Gegenwart zurückkehrte, um Rache zu nehmen.

Oder glaubten Sie, ohne Strafe davonzukommen?

Im beigefügten Manuskript lesen Sie die Geschichte meines Lebens, meines zweiten Lebens, das ich Ihnen zu verdanken habe. Und erst dann, wenn Sie alles gelesen

haben, werden Sie begreifen, welche Strafe ich Ihnen zugedacht habe.

Und Sie werden den Wahlspruch meines Geschlechtes begreifen, der da lautet: NICHTS IN DIESER WELT IST OHNE GRUND.

Baron Edmond von Klarenbach.

Als Richter Jenner den Brief gelesen hatte, sank er in den Sessel zurück, das Schriftstück auf dem Schoß, die Augen geschlossen. Er wollte nicht begreifen, was sich ihm als einzige und logische Erklärung bot. Es war unmöglich, daß ein Mensch, der seit fünfhundert Jahren tot war, in die Gegenwart zurückkehrte. Baron von Klarenbach war heute früh und damit vor knapp fünfhundert Jahren gestorben, als er die Kammer der Zeitmaschine betrat.

Es war noch niemals jemand zurückgekehrt.

Warum also Baron Edmond von Klarenbach?

Er öffnete die Augen und überzeugte sich davon, daß er noch in seinem Arbeitszimmer saß. Mit zitternden Händen legte er den Brief auf den Tisch zurück und nahm die Manuskriptblätter zur Hand. Es waren zehn solcher Blätter. Die Typen der Schreibmaschine waren ohne jeden Zweifel modern und stammten aus der Gegenwart.

Ein Gedanke, der Jenner zugleich beruhigte und beunruhigte.

Es gab sich einen Ruck und begann zu lesen ...

Ich hatte keine Angst, als die Wärter am Morgen kamen, um mich abzuholen. Sie würden mich nicht in eine Todeszelle bringen, nur in den Raum, in dem die Zeitmaschine stand. Ich war von Anfang an davon

überzeugt, daß sie funktionieren würde, und damit würde sie mein Leben in der Gegenwart beenden. Aber sie bedeutete nicht den absoluten Tod, das endgültige Ende.

Nein, Angst verspürte ich nicht, wohl aber einen unbändigen Haß, wenn ich an den Triumph des Mannes dachte, der seine kleinliche Rache in so ungeheuerlicher Weise in die Tat umsetzte. Wegen eines geradezu lächerlichen Vorfalles – ich war damals noch ein Kind – verbannte er mich aus meiner Gegenwart. Und damit zwang er mich, eine Nacht lang nachzudenken – es war die Nacht vor meiner »Hinrichtung«. Ich kam dabei zu erstaunlichen Ergebnissen.

Hinter mir schloß sich die Zeitkammer, und ich war allein. Ich konnte nicht einmal hören, wie an der Einstellung manipuliert wurde, und es war mir auch egal. Fünfhundert Jahre, hatte Dekker errechnet. Warum sollte er sich geirrt haben? Außerdem hatte es vor einem halben Jahrtausend eine doch merkwürdige Anhäufung wissenschaftlicher Großtaten gegeben, die sehr leicht auf den Einfluß aufgeklärter Männer zurückgeführt werden konnte, die mit Dekkers Zeitmaschine im Verlauf der letzten zwanzig oder dreißig Jahre in die Vergangenheit verbannt wurden.

Galilei entdeckte das Fernrohr.

Kepler entwickelte die Bewegungsgesetze.

Newton folgte mit seinen Gravitationsgesetzen.

William Harvey entdeckte etwas später den Blutkreislauf.

Und Pascal kam auf die Idee, das Barometer als Höhenmesser zu verwenden.

Es war die Zeit, in der die Menschen ihre Welt ent-

deckten und ihren Horizont zu erweitern begannen. Ich konnte mir vorstellen, daß ich in diese Zeit paßte, aber ich wußte auch, wie vorsichtig ich sein mußte, wenn ich nicht als Ketzer oder Zauberer im Kerker landen wollte.

In der Zeitkammer war es dunkel. Ich hatte plötzlich das Gefühl, frei in der Luft zu schweben und den Boden unter den Füßen zu verlieren. Ich fiel, ich stürzte in die Vergangenheit, durch die Jahrhunderte, bis der Energiestrom plötzlich abriß. Der Ruck, mit dem ich die neue Zeitebene berührte, war so heftig, daß ich hart auf den Boden prallte. Aber ich spürte den Schmerz kaum, denn meine Augen nahmen Licht wahr, ein schwaches, silbriges und altbekanntes Licht.

Über mir war der klare Nachthimmel mit seinen Sternen und einem von Gemäuer halb verdecktem Vollmond. Als ich mich aufrichtete, konnte ich ihn ganz sehen. Er hatte sich nicht verändert.

Ich blieb in der geduckten Haltung und lauschte. Außer dem Rascheln welken Laubes und dem Pfeifen des Windes durch Mauernischen war nichts zu hören. Meine Hände waren kalt und feucht, wie der Boden, auf dem ich saß. Da über mir kein Dach war, mußte ich mich in einer Ruine befinden. Ob alle Delinquenten hier an derselben Stelle strandeten ...?

Ich fror, denn man hatte mir nur den dünnen Kombinationsanzug mitgegeben, der in den Gefängnissen des 22. Jahrhunderts üblich war. Ich würde damit Ende des 17. Jahrhunderts ganz schön auffallen, wenn ich nicht vorsichtig zu Werke ging – und das mußte ich, wollte ich meinen Plan erfolgreich durchführen.

Den Fünfhundert-Jahres-Plan.

Trotz der Kälte hockte ich mich in eine windgeschützte Ecke und überlegte. Meiner Schätzung nach war es kurz nach Mitternacht – die Geisterstunde. Nun, richtig betrachtet *war* ich ein Geist, und als einen solchen mußte mich auch ein Mensch ansehen, der zufällig um diese Stunde in der Ruine weilte und mich aus dem Nichts auftauchen sah.

Ja, es war eine Ruine. Das wurde mir klar, während ich dasaß und mich umsah. An der Stelle, an der später einmal das Justizgebäude stehen würde, vermoderte heute, im Jahr 1699 vielleicht, eine alte Burg.

Wenn mein Plan gelang, würde ich morgen nicht vergebens hier warten ...

Ich verbrachte die Nacht, so gut es ging. Als der Morgen graute, durchstöberte ich die noch intakten Räume der Ruine und entdeckte in einer versteckten Kammer achtlos weggeworfene Bekleidungsstücke, die mir gute Dienste leisteten. Mit ihrer Hilfe konnte ich meinen verräterischen Anzug überdecken und ersten Kontakt mit den Menschen aufnehmen.

Als die Nacht anbrach, kehrte ich in meinen Unterschlupf zurück, um auf das Erscheinen des Mannes zu warten, der die Richtigkeit meines Handelns bestätigen sollte. In meiner Hand hielt ich den Degen, den ich in der alten Waffenkammer der Ruine gefunden hatte.

Doch nun will ich in meinem Bericht einen Sprung machen, damit das, was in dieser Nacht geschah, verständlicher wird.

Nachdem ich wußte, daß mein Plan gelungen war, noch bevor ich ihn ausführen konnte, verließ ich am anderen Tag die Ruine und wanderte in die nächste

Stadt. Ich gab mich als Handwerker auf Reisen aus, und da ich im landwirtschaftlichen Beruf nicht gerade ungeschickt bin, fand ich schnell einen entsprechenden Brotherrn. Die Umstellung fiel mir nicht gerade leicht, aber mein Einfühlungsvermögen und mein fester Wille halfen mir, das Vertrauen, ja, die Bewunderung meines Arbeitgebers zu erringen. Ich vermochte ihm Ratschläge zu erteilen, die ihm sonst niemand geben konnte, und bald wurde ich seine rechte Hand und schließlich sein Freund.

Es war eine bewegte Zeit.

Die Türken hatten Wien belagert und waren vertrieben worden.

Atlasow entdeckte Kamtschatka.

Die Niederlande waren zur größten Handelsmacht der Welt geworden, während England daranging, durch seine ostindische Handelskompanie Kalkutta zu gründen.

Prinz Eugen schlug sich im Balkan herum.

Bei uns aber herrschten Ruhe und Frieden. Ich wußte, daß stürmische Zeiten kommen würden, aber leider war ich nie ein guter Geschichtsschüler gewesen. Aber das war nur gut so, sonst hätte ich wahrscheinlich noch versucht, in die Geschehnisse einzugreifen, denn plötzlich wurde mir klar, von welchen winzigen Zufällen und unbedeutenden Ereignissen die Gestalt der Zukunft abhing.

Die Frau meines Freundes starb, und zwei Jahre später heiratete ich seine Tochter, die damit die Ahnherrin unseres Geschlechtes wurde. Sie ahnte nicht, welches Geheimnis ich mit mir herumtrug, und sie sollte es auch niemals erfahren. Als ihr Vater starb, zehn Jahre später, wurde ich der unumschränkte

Herrscher seiner Güter, und ich wußte, daß in meiner Familie stets ein Sohn sein würde, der meinen Namen weitertrug.

Mein erster, Jesco, war jetzt acht Jahre alt. Ihm würde ich eines Tages das Geheimnis meiner Herkunft anvertrauen, und er würde es später an seinen Erstgeborenen weitergeben. Fünfzehn oder zwanzig Generationen vielleicht, bis unser Geschlecht fünfhundert Jahre bestand.

Für mich selbst war die Zeit nicht stehengeblieben. Wenn Sie mich jetzt sehen könnten, Richter Jenner, wären Sie erstaunt. Ich bin ein alter Herr geworden, ein wenig gebeugt und mit weißen Haaren. Mein Vermächtnis habe ich schriftlich niedergelegt, für den Fall, daß mich der Tod frühzeitig ereilen sollte.

Und dies ist mein Vermächtnis an meinen Sohn:

Im Jahr 2199 wird der vorletzte Sproß unseres Geschlechtes von einem Richter Richard Jenner dazu verurteilt, mit der Zeitmaschine in unsere Vergangenheit zurückzukehren. Sein Sohn Robert von Klarenbach soll Richter Jenner in der Nacht vom 17. auf den 18. April 2199 aufsuchen, nachdem er ihm zuvor meinen Brief und das Manuskript zugestellt hat. Er soll ihn zum Justizgebäude bringen und ihn mit Hilfe der beiden Zeit-Techniker Gremmel und Randolph genau fünfhundert Jahre in die Vergangenheit schicken. Ich erwarte ihn.

Nun, Richter Jenner, wie ist Ihnen jetzt zu Mute? Sie glauben mir nicht? Oh, da muß ich Sie enttäuschen. Mein Sohn Robert, dem ich über ein halbes Jahrtausend hinweg meine Instruktionen gebe, hat seine Aufgabe erfüllt, schon jetzt. Denn ich habe Sie in der Ruine, in einer Vollmondnacht des Jahres 1699,

eigenhändig mit einem rostigen Degen erstochen – und Sie haben mich erkannt.

Sie sind schon jetzt so gut wie tot, Richter Jenner. Meine Söhne haben ihr Geheimnis bewahrt, zwanzig Generationen lang, durch alle Kriegswirren hindurch, über die Jahrhunderte hinweg. Sie haben auf diesen Tag gewartet, Richter Jenner, der Ihr letzter sein wird.

Ich nehme an, es wird langsam dunkel bei Ihnen. Sie werden die Sonne nicht mehr wiedersehen, auch nicht eine, die fünfhundert Jahre jünger ist. Denn ich warte hier auf Sie, in der Vergangenheit. Und bleiben Sie ruhig sitzen an Ihrem Tisch. Es ist sinnlos, wenn Sie die Polizei alarmieren wollen. Es muß sinnlos sein, denn sonst wären Sie niemals hier und jetzt bei mir angekommen, damit ich Sie töten kann.

Man hält Ihre Leiche übrigens für die eines Fremden, der aus fernen Landen kam – anders konnten sich die biederen Bürger des Dorfes Ihre seltsame Kleidung nicht erklären.

Und jetzt, Richter Jenner, überlasse ich Sie Ihren Gedanken.

Wenn es an der Tür klopft, so öffnen Sie.

Es ist mein Sohn Robert ...

Es ist ein Kreis, ein ganz verdammter und verrückter Kreis, mehr nicht, dachte Richter Jenner, als ihm die Erkenntnis des Unvermeidlichen dämmerte. Ich kann meinen Revolver aus der Schreibtischschublade nehmen und Robert von Klarenbach erschießen, sobald er mein Zimmer betritt – man wird mich des Mordes bezichtigen, verurteilen – und fünfhundert Jahre in die Vergangenheit schicken. Vielleicht mit einem Atom weniger Energie, und ich werde auf Klarenbach treffen.

Und er wird mich töten.

Jenner legte die Papiere fein säuberlich auf den Tisch und lehnte sich zurück. Er wußte plötzlich, daß es keinen Ausweg gab.

Als der Summer ertönte und er Robert von Klarenbach auf dem Bildspion erkannte, erhob er sich langsam und öffnete die Tür.

»Guten Abend«, sagte der junge Baron fast höflich.
»Mein Vater möchte mit Ihnen sprechen ...«

Und er deutete hinaus in die Nacht, in jene Richtung etwa, in der das Justizgebäude lag.

Wortlos ging Richter Jenner voran.

ANNETTE KOFOL

Vision

Unermüdlich mahlten die Räder durch den Sand der Wüste.

Hinter dem Rover wehte eine endlose Staubfahne, scheinbar bis zum Horizont – und weiter. Die Kinder schliefen, Gott sei Dank. Wir sollten sie zu ihren Eltern bringen, die zu ihrem Bungalow in der nächsten Oase schon vorausgefahren waren.

Mike, der Älteste, saß vorn neben meinem Vater, während Ann sich auf dem Schoß meiner Mutter zusammengerollt hatte.

Die Zwillinge Ronald und Mary, die Nesthäkchen der Brainforths, lagen neben mir auf dem Hintersitz und schliefen ebenfalls.

Die flimmernde Hitze trieb uns den Schweiß aus sämtlichen Poren. Das vermochte auch der laue Fahrtwind nicht zu ändern, der kaum Abkühlung brachte.

Vorsichtig, um das Kind nicht aufzuwecken, veränderte meine Mutter ihre Stellung.

»Wie weit ist es noch?« fragte sie meinen Vater.

Klick!

Grün!

Der grüne Halbdschungel mit seiner betäubenden Symphonie von Farben und Düften schloß uns ein. Wo war die Wüste geblieben, wo der Rover?

Als ich an mir herabsah, bemerkte ich zu meiner

maßlosen Verblüffung, daß ich nackt war – genauso nackt wie meine Eltern und die Kinder.

Wir saßen im Gras, mitten auf einer Lichtung.

Die Kinder waren aufgewacht und begannen zu weinen. Meine Mutter versuchte, sie zu trösten, während meine Augen die meines Vaters suchten. Unsere Blicke begegneten sich. Er sah die Panik, die mich zu überwältigen drohte.

»Nun mal ganz ruhig, Annette! Ich weiß auch nicht, was geschehen ist, aber schließlich leben wir noch.«

Er stand auf, und nachdem er sich einmal um seine eigene Achse gedreht hatte, aufmerksam und auf jede Kleinigkeit achtend, schloß er halb die Augen. Das tat Vater immer, wenn er scharf nachdachte. Diesmal jedoch schien er zu keinem greifbaren Ergebnis zu gelangen, denn resigniert zuckte er die Schultern, ehe er damit begann, das Gras der Lichtung nach Spuren abzusuchen. Unmittelbar neben dem Platz, an dem er gesessen hatte, sah er etwas auf dem Boden liegen. Er bückte sich und hob es auf. Ich sah, daß er den Gegenstand verblüfft betrachtete.

Neugierig stand ich auf und erkannte den Gegenstand.

Sein Messer aus Iridiumstahl! Er trug es immer bei sich, wenn er auf Reisen war.

Was konnte daran nur so erstaunlich sein ...?

»Interessant«, murmelte er. »Iridium also ...!«

»Was ist, Vati? Hast du eine Ahnung ...?«

Sein Blick ging durch mich hindurch.

»Nein ... nein, mein Kind. Es ist noch zu früh, Vermutungen anzustellen. Immerhin ... Iridium!« Gleichsam erwachend sah er sich um, als begriffe er erst

jetzt, daß etwas Unerklärliches mit uns geschehen war. Dabei wog er das Messer nachdenklich in seiner Hand.»Besser als gar nichts, Annette. Ilse, wenn du die Kinder beruhigt hast, zieh sie an – die breiten Blätter hier, drüben die Lianen. Zu einem Lendenschurz reicht das bestimmt.«

Nach etwa einer Stunde waren wir alle »eingekleidet« und folgten meinem Vater auf einem schmalen Wildpfad, den er von allen gröberen Hindernissen zu befreien suchte.

Erst jetzt fiel mir auf, was mich an der Landschaft so befremdete: Es schien keine Tiere zu geben. Nicht das leiseste Rascheln war im Gras, kein Vogelruf drang aus den Wipfeln der riesenhaften Urwaldbäume. Alles war still und unheimlich ruhig.

Um so mehr erschrak ich, als Vater plötzlich stehenblieb und den Zeigefinger auf die Lippen legte. Atemlos lauschten wir nach allen Seiten.

Nichts!

Oder doch ...?

»Was ist?« flüsterte meine Mutter unwillkürlich.

Einen Augenblick lauschte mein Vater noch, dann schüttelte er sich, als sei es ihm kalt über den Rücken gelaufen.

»Ich weiß es nicht ... wirklich nicht. Ich hatte das Gefühl, von unsichtbaren Augen angestarrt zu werden – aber das ist ja Wahnsinn! Machen wir lieber, daß wir weiterkommen.«

Nach einer Stunde etwa erreichten wir eine größere Lichtung. Wir zögerten einen Moment, aber dann verließen wir die Deckung des Unterholzes, um uns umzusehen. Es war mehr ein Talkessel. Im Hintergrund erblickten wir eine Felsengruppe.

Und dann spürten wir es *alle*:

Wir waren nicht allein!

Hunderte von Menschen schienen es zu sein, die uns anstarrten und drohend näher kamen, aber es war niemand zu sehen. Wir fühlten ihre neugierigen Blicke wie körperliche Berührungen ...

Da ...!

Etwas hatte mich gestreift, wie ein Hauch nur, aber ohne jeden Zweifel. Etwas Unsichtbares, nicht Greifbares. Etwas, das nicht Materie sein konnte.

Wir wandten uns um, die Kinder an der Hand, und wollten zurück in den Dschungel fliehen. Doch so sehr wir uns auch bemühten, so schnell wir auch zu laufen schienen, es war, als versuchten wir, gegen ein Meer von Sirup anzuschwimmen. Eine zähe, unsichtbare Mauer versperrte uns den Fluchtweg.

Diese Mauer schien aus Gedanken zu bestehen, aus bösen, drohenden Gedanken. Wir wußten plötzlich, daß man uns zu etwas zwingen wollte, aber wir wußten nicht, wozu.

Immer enger schloß sich die Gedankenmauer um uns, von allen Seiten – und sogar von oben.

In einer Richtung jedoch wurde sie wieder schwächer, durchlässiger – nämlich in Richtung der Felsgruppe. Damit war die Absicht klar: man wollte, daß wir dorthin gingen.

Resigniert gaben wir den Widerstand auf und ließen uns regelrecht auf die Felsen zuschieben. Als wir die Lichtung überquert hatten, standen wir vor der grünen Wand des Dschungels, der sich bis zur halben Höhe an den Felsen hochzog. Was nun? Die Welt schien hier zu Ende zu sein. Aber dann entdeckten wir in dem grünen Gewirr die Lücke.

Und in dieser Lücke stand ein hölzerner Käfig, so klein und eng, daß nur ein oder zwei Menschen Platz in ihm hätten finden können. Unwillkürlich mußte ich an eine Aufzugskabine denken.

Die mentalen Befehle begannen wie eine Last zu drücken. Wir stemmten uns gegen sie, verzweifelt – und vergebens. Voller Entsetzen sah ich meinen Vater, Mike an der Hand, mit steifen Schritten die Kabine betreten.

Ich wollte schreien, rufen, betteln – aber kein Laut kam über meine Lippen. Ich blieb stumm und hilflos.

Halb irrsinnig vor Angst mußte ich zusehen, wie mein Vater und Mike, kaum daß sie den Käfig betreten hatten, spurlos verschwanden, sich einfach in Nichts auflösten.

Dann war meine Mutter mit Anne an der Reihe. Auch sie verschwanden vor meinen Augen, als hätte es sie nie gegeben.

Ohne daß ich es wollte, bewegten sich meine Beine. Die beiden Kinder klammerten sich an mich fest, aber sie konnten mich nicht aufhalten und an dem hindern, was ich gar nicht zu tun beabsichtigte.

Ich überschritt die Schwelle des Käfigs, und was dann folgte, war wie ein irrer Traum. War es ein Film, der mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit vor mir ablief, oder war ich es selbst, der an der Zeit vorbeigerissen wurde ...?

Ich wußte es nicht.

Kaleidoskopartig wechselten die Eindrücke:

Eben noch war ich in der Steinzeit, in stinkende Felle gekleidet, und versuchte, mit einem Stein einen zuckenden Bartwels garzuklopfen, als ich schon an einem primitiven Webstuhl saß und spürte, wie mir

die harten Flachsfäden in die Finger schnitten. Eben noch hatten mich vier Negersklaven eine endlose Treppe zum Gipfel eines Zigurrahs geschleppt, wo ich, bräutlich geschmückt, Marduch als nächtliche Geliebte geweiht werden sollte, da ging ich auch schon, eine Amphore auf dem Kopf, über die Agora in Athen.

Römer, Germanen, Franzosen, Deutsche, Italiener.
Mittelalter, Reformation, Neuzeit.

Einen Augenblick sah ich mich selbst als Kind – seltsames Paradoxon! –, um im nächsten Augenblick in einem Raumschiff nach Epsilon Eridani III zu reisen, wo ich von meinem Verlobten erwartet wurde.

Und dann kam das Ende des Films, von einer Sekunde zur anderen, so als hätte mich die Zeit einfach ausgespien. In schwindelnder Höhe stand ich auf einem riesigen Plateau. Es war, als bestünde die Welt aus Etagen, auf deren oberster ich mich nun aufhielt.

Ich begriff die Zeit als einen Turm, dessen Spitze ich erreicht hatte.

Ich war zeitlos geworden.

Dabei stand ich keineswegs im leeren Nichts. Rings um mich dehnte sich eine paradiesische Landschaft, in der Ferne von hohen Gebirgen eingeschlossen. Ein zartblauer Himmel überspannte sie, und in der klaren Tiefe schwammen rosarote Wölkchen.

Ein breiter Strom rollte majestätisch von den fernen Bergen genau auf mich zu. Bloß ... er erreichte mich nicht. Knapp am Rande des Turmes, auf dessen Höhe ich stand, stürzte er als gigantischer Wasserfall in die Tiefe.

Wasserfall?

Nein, als Regenbogen, als irrsinnig in allen Farben

schillernder Regenbogen stürzte er vom Rand des Paradieses hinab in die unendlichen Tiefen der Wirklichkeit, deren Grund nicht einmal meine Phantasie auszuloten vermochte.

Jetzt sah ich auch, daß ich nicht allein war.

Vater und Mutter waren da, und die Kinder.

Aber auch noch zwei Menschen, die ich nicht kannte. Eng umschlungen standen sie am Rand des Plateaus und starrten verzückt in die Tiefe.

Plötzlich war mir, als wollte die Sonne untergehen. Ein Schatten schwang über den Himmel, und hinter den fernen Bergen quoll es wie grünes Gewölk empor.

Das Entsetzen – es war wieder da!

Es war auch kein Gewölk, das ich aufsteigen sah. Grüne Gallerte begann den Himmel zu überziehen, bis sie das letzte Stückchen Blau, das letzte Rosenwölkchen in namenloser Gier verschlungen hatte.

Ein Gesicht begann sich in der grünen Gallerte zu formen, ein hämisches und böses Gesicht, das genauso hämische und böse Gedanken in mein Gehirn schickte. Gedanken, die mich erschreckten ...

»Ihr Nichtse, ihr Tropfen im Strom der Zeit ... zurück mit euch! Zurück dorthin, woher ihr kamt ...! Hinab, hinab ...!«

Der Mann und die Frau, die am Rande des Plateaus standen, begannen zu zerfließen. Es war, als bräche der Schweiß aus ihren Poren, zuerst nur Tropfen, dann mehr und mehr. Sie schrumpften zusammen, während das Wasser wie aus einem Schwamm aus ihnen herausquoll.

Die Tropfen hüpfen, wenn sie den Boden berührten, so wie auf einer heißen Herdplatte. Sie liefen hin

und her, bis sie schließlich über den Rand des Plateaus sprangen und im Regenbogenwasserfall verschwanden, um mit ihm in die Tiefe zu stürzen.

In diesem Augenblick hatte ich eine Vision:

Ich sah mich als Kind in der elterlichen Wohnung. Es war der 6. Dezember, und heute sollte der heilige Nikolaus kommen, um mir meine Geschenke zu bringen. Nun hat aber der Nikolaus in meiner Heimat einen schlimmen Begleiter: den Krampus. Dieser üble Geselle in Teufelsgestalt, so ging die Fama, sollte die bösen Kinder mit in die Hölle nehmen. Zwar hatten meine Eltern mir versichert, ich brauchte keine Furcht zu haben, wenn ich ein reines Gewissen hätte – aber welches Kind weiß das schon so genau? Und dann stand er plötzlich vor mir, groß, schwarz, zottig und Kettenrasselnd. Seine Augen glühten, und seine rote Hundezunge hing ihm breit aus dem zähnestarrenden Maul.

Da sank ich auf die Knie und begann zu beten:

»Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm!«

In meinem Gehirn höhnte die hämische Stimme des grünen Gallertgesichtes.

»Ha, das Beten nützt dir nichts mehr. Du Nichts, du Nichts! Wo ist er denn, dein Gott?«

Ich dachte:

»Nur ein Gebet weit von dem entfernt, der mich ruft.«

Die gedachten Worte waren wie Flammen, die das aufkreischende Grün fraßen, die es zum Kochen brachten, so daß es in dicken, stinkenden Tropfen vom Himmel fiel.

Ich sah noch, wie der dichte Regen des unbe-

schreiblichen Ekels auf mich herabkam, und dann ...

Klick!

»Noch fünfzehn Kilometer«, antwortete mein Vater.

Die Räder des Rovers mahlten durch den Sand. Der Staub stand wie eine endlose Fahne hinter dem Wagen, der durch die Wüste sicher seinem Ziel entgegenrollte.

Friedlich schliefen die Kinder.

CLARK DARLTON

Vom Wesen der Zeit

An diesem Abend saßen wir zusammen wie schon so oft. Ich weiß nicht, ob es richtig ist, unsere Diskussion an den Anfang meiner Geschichte zu stellen, aber wie dem auch sei, fest steht jedenfalls, daß sie einen Wendepunkt für den Lauf der Geschehnisse bildet. Auch halte ich es für unnötig, meine Freunde vorzustellen, denn das besorgen sie selbst in der Reihenfolge des Auftretens.

Ich selbst nenne mich Schriftsteller, obwohl es einige Kritiker gibt, die mir diese Überheblichkeit übelnehmen. Immerhin – ich fand noch keine zutreffende Berufsbezeichnung, und schließlich behaupte ich auch nicht, ein hervorragender Schriftsteller zu sein. Es gibt ja auch gute und weniger gute Beamte oder Kritiker.

»Es gibt nur einen einzigen Weg, die Zeit anzuhalten«, sagte Dr. Werner Cabrius, der an der hiesigen Universität einen Lehrstuhl für Physik innehatte und einen guten Ruf genoß.

»Und der wäre?« erkundigte ich mich ein wenig erschöpft von der hitzigen Debatte, die bereits Stunden dauerte. Es war schon spät in der Nacht. »Da bin ich aber gespannt ...«

»Es ist ganz einfach, mein Freund: Sterben Sie, dann steht die Zeit für Sie immer still, und Sie können Ihr Problem vergessen. Die Zeit, das betonte ich bereits oft genug, ist vergleichbar mit dem Raum, und sie fließt nur deshalb, weil wir uns in ihr bewegen,

indem wir einfach leben. Wollten Sie die Zeit zurückdrehen, müssten Sie auch rückwärts leben. Soll sie stillstehen, müssen Sie auch aufhören zu leben.«

Ich lächelte ihm und den anderen Teilnehmern des allwöchentlichen Diskussionsabends zu.

»So, wenn ich sterbe, steht die Zeit still? Mein lieber Doktor, das ist eine einfache Lösung, finde ich, wenigstens für Sie. Ich selbst würde den Beweis Ihrer Theorie nicht mehr erleben, eben weil ich dann tot bin. Nein, das ist keine Antwort auf unsere Fragen.«

»Es ist *meine* Antwort, und sie ist subjektiv, zugegeben. Aber hat nicht jeder von uns eine andere Vorstellung vom Wesen der Zeit? Ich lehne Ihren H. G. Wells mit seiner Zeitmaschine ab, kann man mir das übelnehmen? Sie wiederum, mein Freund, wollen die Zeit mit der Lichtgeschwindigkeit besiegen, aber auch nur in *einer* Richtung! Haben Sie damit vielleicht das Wesen der Zeit enträtselt?«

»Enträtselt nicht, aber ich komme ihm so auf die Spur. Ich kann durch einen theoretischen Dilatationsflug mit einem lichtschnellen Raumschiff in die Zukunft vordringen, ohne merklich zu altern.«

»Aber Sie können nicht in Ihre Gegenwart zurückkehren!« warf Cabrius triumphierend ein. »Was hätten Sie davon?«

»Mehr jedenfalls«, konterte ich schnell, »als würde ich Ihren Vorschlag annehmen und sterben.«

Jack Williams, der in den vergangenen Monaten erstaunlich gut Deutsch gelernt hatte und nun jedes Wort verstand, lachte herzhaft. Es war gut, ihn lachen zu hören. Man fühlte sich in die Wirklichkeit zurückversetzt, obwohl gerade er die verrückteste Theorie über das Wesen der Zeit aufgestellt hatte. Er verglich

das Vergehen der Zeit mit dem Vorbeifließen eines Stroms, an dessen Ufern man stand. Mit einem entsprechenden Boot, so behauptete er, könne man diesen Strom flußauf oder flußabwärts fahren, ganz wie es einem beliebt.

»Wenn es eine Zeitreise gibt«, sagte Forrest Ackerbuild, ein Student aus den USA, »dann nur eine solche in körperlosem Zustand. Das habe ich immer wieder betont, und es gibt sogar Beweise dafür. Ganz abgesehen davon, daß bei einem solchen Erscheinen in der Vergangenheit jede Beeinflussung der späteren Gegenwart und Zukunft unmöglich wird. Es könnte also niemals ein Zeitparadoxon geben.«

»Das steht nicht fest«, meinte Williams, der Professor für Geschichte in New Mexico war und einen längeren Studienurlaub in Europa verlebte. »Ich bin sicher, daß Geister schon mehr als einmal den Lauf der Geschichte entscheidend beeinflußten – und Ihre Zeitreisenden, Forrest, dürften ja diese Geister sein, wenn ich Sie richtig verstanden habe.«

»Zum Teil, ja! Aber sie haben niemals ein Zeitparadoxon hervorgerufen!« Allein die Tatsache, daß ich in diesem Augenblick an die späte Nachtstunde dachte und meinen versäumten Schlaf bedauerte, war Zeitparadoxon genug. Immerhin debattierten wir über Jahrmillionen. »Ein körperloses Wesen hat keinen Einfluß auf materielle Dinge.«

»Deshalb ist es für sie auch so schwierig, über Holztische und Weingläser Verbindung mit uns aufzunehmen«, spottete Cabrius, dem jede spiritistische Betätigung ein Greuel war. »Ich frage mich nur, ob es sich bei Geistern um die Seelen Verstorbener oder um Ackerbuilds Zeitreisende handelt.«

»Um beides.« Manchmal konnte ich mich über die ewige Skepsis von Cabrius richtig ärgern, und ich fragte mich, warum er überhaupt noch zu unseren Abenden kam. »Wir wissen nichts, also können wir alles glauben.«

»Wissen Sie«, fragte Williams dazwischen, »daß kürzlich jemand Fernsehsendungen empfangen hat, die niemals ausgestrahlt wurden? Kein Sender der Welt hat sie je produziert. Merkwürdig, nicht wahr?«

Ich starrte ihn verwundert an.

»Das ist doch wohl ein Witz, Jack?«

»Durchaus nicht. Es handelt sich zwar um äußerst unscharfe Bilder ohne Ton, eine Handlung kristallisiert sich auch nicht heraus, aber die Gesichter waren ab und zu deutlich zu erkennen. Natürlich versuchte man, sie zu identifizieren, aber es handelte sich nicht um bekannte Schauspieler oder etwa Politiker. Soweit man feststellte, handelte es sich um Personen, die nicht existieren. Oder besser: die nicht mehr existieren.«

Wir sahen ihn alle erwartungsvoll an, ohne ein Wort zu sprechen. Wir fühlten, daß er noch nicht fertig war, und wie wir ihn kannten, würde der Clou der Geschichte noch kommen – den bewahrte er sich immer bis zum Schluß auf.

So war es auch diesmal.

»Wie gesagt, die Sendung wurde nie ausgestrahlt, sie schien auch ohne jeden Sinn zu sein. Es war, als versuchten die Menschen vor der Kamera dem Zuschauer etwas mitzuteilen, ihm etwas zu sagen, aber immer wieder wurden die lautlos Sprechenden von anderen weggedrängt, die anscheinend noch wichtigere Botschaften loswerden wollten. Die Gesichter wechselten in schneller Folge, aber die spätere Auf-

zeichnung erleichterte die Identifizierung. Drei der Gesichter konnten einwandfrei erkannt werden.«

Wieder legte Jack seine Spannungspause ein. Er schien darauf zu warten, daß man ihn fragte ...

Ackerbuild tat ihm den Gefallen.

»Wer war es?«

»Haltet euch fest!« Jack war sichtlich erleichtert, daß die Aufforderung kam. »Eines der Gesichter gehörte einer Frau. Da es genügend Photos von ihr gibt, wurde sie gleich erkannt. Es war Madame Curie, geboren 1867 in Polen und 1934 gestorben in Frankreich.« Er sah uns der Reihe nach an, dann fuhr er fort: »Das zweite Gesicht gehörte einwandfrei Kaiser Vespasian, der im Ersten Jahrhundert nach Christi regierte und dessen Marmorbüste gut erhalten blieb. Und der dritte Teilnehmer der rätselhaften Fernseh-sendung, der identifiziert werden konnte, war zweifellos Leonardo da Vinci, der 1519 starb. Sein Selbst-porträt hat ihn verraten. Es nahmen also drei Menschen an dieser Sendung teil, die schon lange tot sind – an einer Sendung, die niemals produziert wurde. Nun, wie gefällt Ihnen das?«

Werner Cabrius sagte trocken:

»Überhaupt nicht! Ein übler Scherz, mehr nicht.«

»Anscheinend doch nicht«, widersprach Jack Williams sofort. »Sämtliche Aufzeichnungen der Sendung wurden beschlagnahmt und verschwanden spurlos in ungenannten Archiven. Der Vorfall wurde totgeschwiegen, und wenn doch die Sprache darauf kam, wurde er dementiert. Aber es sickerte eben doch einiges durch, und so erfuhr ich davon.«

»Was hat das, Ihrer Meinung nach, mit der Zeit zu tun?«

Es war Professor Dr. Iwan Koltow, der diese nüchterne Frage stellte. Meist saß er schweigsam in unserer Runde und hörte nur zu. Als anerkannter Wissenschaftler war er in seinen Äußerungen stets ungemein zurückhaltend, obwohl jeder wußte, daß er sich mit der technischen Möglichkeit befaßte, die Zeit zu besiegen. Man gab seiner Arbeit lediglich theoretischen Wert und beurteilte nur seine Schriften, die er in regelmäßigen Abständen herausgab. So waren wir auf ihn aufmerksam geworden und er gehörte seitdem zu unserem kleinen Kreis.

»Ich bitte Sie, Iwan, liegt die Antwort nicht klar auf der Hand? Wenn wir einmal die Geister der Verstorbenen außer acht lassen wollen, bleibt doch nur eine Erklärung: Die Verstorbenen, die auf dem Bildschirm zu sehen waren, leben *noch!* Wir stehen fest am Ufer des Zeitstroms, und Curie, Vespasian und da Vinci schwimmen an uns vorüber, vielleicht in die Zukunft, vielleicht zurück in die Vergangenheit, aus der sie kamen.«

»Und wie sollten sie das?« fragte Cabrius spöttisch.
»Haben sie die Zeitmaschine erfunden?«

»Leonardo würde ich das schon zutrauen«, warf ich ein, »aber ich glaube, in diesem Fall sollten wir nicht an eine Zeitmaschine denken, sondern mehr an verschiedene Zeitströme, die sich an manchen Punkten rein zufällig berühren oder gar überschneiden. Dadurch zerfließen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ihre Grenzen werden verwischt, und das eine kann ungehindert mit dem anderen in Verbindung treten – wenn auch unter gewissen Schwierigkeiten, wie Jacks Geschichte beweist.«

»Sie beweist überhaupt nichts!« knurrte Cabrius böse.

»Vor allen Dingen beweist sie nicht meine Behauptung«, sagte Koltow, »daß die Zeit nur mit der Technik zu besiegen ist.«

»Hätten *Sie* recht, Iwan«, meinte Ackerbuild und hob seinen Zinkbecher mit dem roten Burgunder, »dann gäbe es dafür handfeste Hinweise. Irgend jemand in der Zukunft hätte sicherlich die Zeitmaschine erfunden und wäre zu uns in die Gegenwart oder gar in die Vergangenheit gekommen. Sein Auftauchen wäre sicherlich kein Geheimnis geblieben, und wir wüßten davon.«

»Ich bin überzeugt, daß die Zeitmaschine eines Tages erfunden wird beziehungsweise in ferner Zukunft schon längst erfunden wurde. Daß wir keine Kenntnis davon erhalten haben, kann nur daran liegen, daß die Zeitreisenden, sobald sie in ihre relative Vergangenheit vordringen, unsichtbar und körperlos werden – oder besser: ihre Körper bleiben in der Gegenwart, und nur ihr Geist, ihr Bewußtsein also, wechselt die Zeitebene.«

»Also hätte ich doch recht?« erkundigte sich Akerbuild. »Nur die materielle Zeitreise erlaubt eine hinreichende Erklärung für alle theoretischen Probleme, die damit zusammenhängen, wenn vom Auftreten oder Nichtauftreten gewisser Paradoxe die Rede ist.«

»Ich pflichte Ihnen bei, Forrest.« Koltow hob warnend den Zeigefinger und deutete damit auf den Studenten der Philosophie. »Aber vergessen Sie nicht den Unterschied, mein Freund: Sie sprechen von einer geistigen, ich von einer technischen Möglichkeit der Zeitreise. Nur in ihrer Auswirkung bleiben sich beide gleich: Beide ermöglichen den Zeitreisenden

keinen Eingriff in die laufenden Geschehnisse und verhindern den Kontakt mit der anderen Zeitebene.«

»Das Beispiel mit der Fernsehsendung beweist das Gegenteil«, sagte Jack und hätte damit die Debatte neu entfacht, wenn Cabrius nicht auf seine Uhr geblickt und geäußert hätte:

»Es ist schon spät, meine Herren, und wir sollten daran denken, Schluß für heute zu machen. Wir kommen doch nicht zu einem Ergebnis.«

Koltow lachte, bis ihm die Tränen kamen. Mühsam nur beruhigte er sich wieder, und als ihn alle etwas erstaunt ansahen, meinte er:

»Ausgerechnet Cabrius muß das sagen! Er, der nicht an die Zeit glauben will, stellt fest, daß es spät sei! Menschenskind, Werner, stellen Sie doch Ihre Uhr um zwei oder drei Stunden zurück, dann haben wir wieder Zeit. Ihrer Ansicht nach ist doch Zeit nichts als Einbildung – oder haben Sie Ihre Meinung so plötzlich geändert? Natürlich nicht, das sehe ich an Ihrem Gesicht. Aber selbst dann, wenn das Vergehen der Zeit nur eine Folge unserer Vorstellungskraft ist, wenn wir die Sklaven unserer Uhren sind, nicht mehr, also auch dann sollten wir uns klar darüber sein, daß sie fließt! Sie zerfließt! Und zwar nicht an uns vorüber, sondern mit uns.«

»Trotzdem ist es jetzt bereits zwei Uhr morgens, Koltow, und auch Sie können das nicht ändern!« Cabrius war richtig ärgerlich. »Oder glauben Sie im Ernst, daran könnte das Zurückstellen der Uhr etwas ändern?«

Koltow nickte.

»Natürlich glaube ich das! Aber es hilft uns nichts. Ich kann die Zeit auch nicht damit besiegen, indem

ich mit einem Überschallflugzeug ständig nach Osten fliege, oder nach Westen meinetwegen. Ich werde dadurch niemals in der Vergangenheit oder Zukunft landen, ob ich die Sonne nun überhole oder nicht. *Wir*, die Menschen, haben die Uhr erfunden, wir leben mit ihr, wir leben nach ihr und von ihr. Rein zeitlich gesehen, lebt Amerika in diesem Augenblick für uns in der Vergangenheit, denn dort geht die Sonne gerade unter. In Japan ist Zukunft, denn bald wird dort der nächste Tag dämmern. Aber was immer bei uns, in Amerika oder in Japan jetzt in dieser Sekunde geschieht, es ist und bleibt Gegenwart.«

»Und das wollen Sie technisch ändern können?« erkundigte sich Cabrius und schien die Uhr vergessen zu haben.

»Ja, das werde ich technisch ändern!«

Wir sahen den Russen fragend an, denn seine Stimme klang merkwürdig bestimmt und überzeugt. Immerhin kannten wir uns alle schon seit längerer Zeit – schon wieder »Zeit«! – und waren Freunde geworden. Wir hatten stets über Theorien diskutiert, naturgemäß niemals über Tatsachen – denn es gab keine Tatsachen. Koltow war immerhin an die dreiundsechzig Jahre alt und hatte Einstein noch gut gekannt. Oft genug hatte er uns von seiner Begegnung mit ihm berichtet, und wir konnten uns dann niemals des Eindrucks erwehren, daß beide voneinander profitiert hatten.

»Sie *werden*?« vergewisserte sich Jack schließlich und leerte seinen Becher.

Koltow sah auf seine Uhr, schüttelte lächelnd den Kopf und deutete auf meinen Kalender an der Wand.

»Da reicht die Uhr mal wieder nicht – aber ich habe

noch viel Zeit, sehr viel Zeit, um meine Pläne zu verwirklichen. Und ich werden Ihnen, meine Freunde, den ersten Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung liefern, daß ein Sieg über die Zeit möglich ist – und daß sogar ein Paradoxon hervorgerufen werden kann. Wir treffen uns nächste Woche wieder, bis dahin weiß ich mehr. Inzwischen sucht Dr. Winter vom Völkerkundlichen Museum der Stadt auf. Cabrius, Sie kennen ihn ja persönlich sehr gut, also übernehmen Sie die Verhandlungen. Fragen Sie ihn nach dem kleinen, schwarzen Stahlblock, der einst das Prunkstück des Museums war. Fragen Sie ihn, wo er geblieben ist und wie er einst in den Besitz des Museums gelangte. Lesen Sie in den Archivberichten nach, studieren Sie die alten Inventarlisten durch. Versuchen Sie alles über den Stahlblock zu erfahren. Noch ein Hinweis: Der Block ist ein Kubus mit der Kantenlänge von fünf Zentimetern. Reiner Stahl!«

Cabrius schüttelte verzweifelt den Kopf.

»Was soll das wieder, Koltow? Was hat das alles mit Ihrer Behauptung zu tun, die Zeit technisch beeinflussen zu können? Sicher kenne ich Dr. Winter gut, aber er wird mich auslachen, wenn ich ihn nach einem lächerlichen Stahlblock frage. Die gibt es zu Millionen ...«

»Heute schon«, meinte Koltow und nahm genießerisch einen Schluck Wein. Seine Hand war ganz ruhig, als er den Becher auf den Tisch zurückstellte. »Aber nicht vor einer Million Jahren.«

Und das war alles, was wir an diesem Abend aus ihm herausholen konnten. Er schwieg hartnäckig auf alle unsere Fragen. Von einem Stahlblock im Völkerkundlichen Museum hatten wir noch nie etwas ge-

hört, aber Cabrius ließ sich endlich überreden, seinen Freund Dr. Winter in den nächsten Tagen danach zu fragen. Ganz so wichtig schien er die Sache allerdings nicht zu nehmen.

Gegen drei Uhr früh brachen sie endlich auf, und ich war froh, wenig später im Bett zu liegen.

Drei oder vier Tage später traf ich Cabrius in der Stadt. Ich lud ihn zu einem Kaffee ein, und als wir in dem schattigen Garten saßen, den »Großen Braunen« vor uns und um uns die vielen Touristen, als drüben vom Residenzplatz das Glockenspiel erklang, fragte ich ihn einfach und kurz:

»Nun, Werner, schon etwas erfahren?«

Er wußte natürlich sofort, worauf ich anspielte.

»Nun ja, einiges, aber ich habe nicht die geringste Ahnung, was das bedeuten soll. Immerhin stimmt Koltows Beschreibung des Stahlblocks. Den hat es wirklich einmal im Museum gegeben.«

»Es *hat* ihn gegeben?« fragte ich langsam. »Was bedeutet das?«

»Es hat ihn gegeben, bis zum Jahre 1943. Ein interessantes Stück der Museumssammlung, denn die Herkunft war ungeklärt. Ein Stahlblock, fünf Zentimeter Seitenlänge, in einer Form gegossen, mit Spuren aller Elemente, die auch heute zur Härtung im Herstellungsprozeß verwendet werden.«

Ich nippte an meinem Kaffee, ohne das geringste zu begreifen.

»Nun schön, ein Stahlblock! Und was soll das, Werner? Sie wollen doch nicht behaupten, ein solcher Block habe etwas mit Koltows Ideen zu tun.« Ich stutzte. Jetzt fiel es mir wieder ein. »Richtig, Koltow

sagte etwas von einer Million Jahren. Was hat *das* mit dem Stahlblock zu tun?«

»Das ist es ja eben! Der Stahlblock wurde nachweisbar in einem Braunkohleflöz gefunden, dicht unter der Oberfläche, aber zweifellos inmitten der Kohle. Wie kam er dorthin?« Cabrius tippte mit dem Zeigefinger auf die Tischdecke. »Kohle ist zwischen dreihundert und vierhundert Millionen Jahre alt, Braunkohle wesentlich jünger. Auf keinen Fall aber jünger als eine Million Jahre. Wie kommt ein solcher Stahlblock, der zweifellos modernster Herkunft ist, mitten in diese uralte Kohle hinein? Hat es auf der Erde früher einmal, in grauer Vorzeit, eine hochstehende Zivilisation gegeben, und ist dieser Stahlblock das letzte Zeugnis dieser untergegangenen und verschollenen Zivilisation?«

Ich sah ihn zweifelnd an.

»Hm, da müßte ich mal meinen Freund Erich fragen«, murmelte ich schließlich, »der versteht mehr davon als ich. Möglich wäre es immerhin, denn was wissen wir schon davon? Was mehr als fünftausend Jahre zurückliegt, ist nur Vermutung und Annahme. Eine Million Jahre – das ist unvorstellbar.«

»Richtig, da sind wir einer Meinung. Ich habe lange mit Winter gesprochen, der alles natürlich nur aus den Archivberichten rekonstruieren konnte. Ich habe ihm dabei geholfen, und es ging ein ganzer Vormittag dabei verloren. Der Block ist in der Tat innerhalb eines Flözes gefunden worden, unter Zeugen. Insofern ist die Angelegenheit leicht nachzuprüfen. Es handelt sich um ein Braunkohlevorkommen in Österreich, ziemlich jung und erst kürzlich entdeckt. Um die Rentabilität festzustellen, wurden ganze Proben in

Labors geschickt. In unserem speziellen Fall handelt es sich also um einen fast zentnerschweren Brocken, der erst im Labor unter staatlicher Aufsicht auseinandergenommen wurde. Und mitten drin lag der Stahlblock!«

»Das geht aus den Berichten hervor?«

»Einwandfrei und hundertprozentig! Der Block wanderte dann ohne jede Erklärung für seine Existenz in unser hiesiges Museum. Fachleute haben ihn bewundert, konnten seinen Ursprung jedoch nie erklären.«

Ich nickte und schwieg. Eben noch hatte mir eine Frage auf den Lippen gelegen, nun hatte ich sie schon wieder vergessen. Dabei war es eine wichtige Frage gewesen ...

»Am Mittwoch sehen wir uns ja, diesmal bei Akerbuild. Ich bin gespannt, was die anderen dazu sagen werden.« Cabrius erhob sich. »Bezahlen Sie den Kaffee ...?«

Jetzt fiel es mir wieder ein.

»Sie sagten 1943, Werner. Was geschah dann mit dem Block?«

Cabrius setzte sich wieder.

»Menschenskind, das hätte ich fast vergessen zu erwähnen. Im Jahr 1943 wurde das Museum wegen der wachsenden Bombardierungsgefahr geräumt. Alles wurde in witterungsbeständige Kisten gepackt, fein säuberlich in Listen eingetragen, numeriert und dann in den Katakomben des Stadtbergs gelagert. Dort waren die naturhistorischen Schätze vor Bomben und anderen unangenehmen Begleiterscheinungen unserer Zivilisation sicher. So wenigstens dachte man. Jedenfalls wurde das ganze Zeug nach dem

Krieg wieder ins Museum zurückbefördert und ausgepackt. Alles war unbeschädigt und gut erhalten. Nur der Stahlblock fehlte, und mit ihm fehlte auch der Karton, in dem er untergebracht worden war. Die Listen waren komplett, aber der Stahlblock war nie mehr aufzufinden. In den Wirren nach dem Krieg hatte man andere Sorgen, also wurde der Diebstahl schnell vergessen und der Stahlblock von der Liste des Museumsguts gestrichen.« Cabrius sah mich herausfordernd an. »Nun, mein Lieber, was sagen Sie dazu? Eine seltsame Geschichte, nicht wahr? Aber ich sehe noch immer keinen Zusammenhang mit dem, was wir vergangene Woche diskutierten. Was hat der verschwundene Stahlblock mit dem Problem der Zeit zu tun, und was hat er vor allen Dingen mit Koltows Theorien zu tun? Woher konnte unser Professor überhaupt wissen, daß es diesen Block jemals gegeben hat?«

Ich bezahlte den Kaffee und erhob mich, als Cabrius aufstand.

»Keine Ahnung, aber vielleicht erfahren wir es am Mittwoch. Jedenfalls ist uns Koltow eine Erklärung schuldig. Winter muß mich für verrückt gehalten haben, als ich so hartnäckig nach seinem verschwundenen Stahlblock fahndete, den er übrigens für absolut unbedeutend hält.«

Damit verabschiedeten wir uns. Er hatte noch in der Universität zu tun, während ich mir noch einige Zeitschriften besorgen wollte, die Farbaufnahmen der letzten Mondlandung brachten ...

Ackerbuild wohnte bei einer reizenden Familie in einer großen möblierten Wohnung am Stadtrand. Da

wir uns nur alle fünf Wochen einmal bei ihm trafen und der Student ansonsten ein solider Mieter war, hatte niemand etwas gegen die nicht immer ruhigen Diskussionsabende einzuwenden.

Ein besonderer Umstand schien außerdem noch die Sympathie der Familie für Ackerbuild zu fördern, die Tatsache nämlich, daß er niemals Damenbesuche empfing, sondern nur uns alte Herren, dazu noch so stadtbekannte Persönlichkeiten wie die Professoren Cabrius und Koltow.

Williams und ich trafen zuerst ein, begrüßten Ackerbuild und machten es uns in seinem hübsch eingerichteten Wohnzimmer bequem. Die Flasche mit Bourbon stand bereits auf dem Tisch, und kaum saßen wir, da brachte unser Gastgeber bereits Gläser und einige Flaschen Bier.

»Koltow hat angerufen«, sagte er und setzte sich zu uns. »Er hat noch im Labor zu tun und trifft etwas später ein.« Er schenkte ein. »Na, dann Prost, meine Herren ...«

Wir tranken uns zu. Danach berichtete ich von meiner Begegnung mit Cabrius und dessen Unterredung mit Dr. Winter vom Museum. So erstaunlich die ganze Geschichte auch war, keiner von uns fand einen Zusammenhang mit Koltows Behauptung, er könne uns den Beweis erbringen, daß die Zeit durch technische Hilfsmittel zu beeinflussen sei und daß sogar ein Paradoxon hervorgerufen werden könne.

»Er blufft nur«, behauptete Williams ernsthaft. »Er will Cabrius ärgern, das ist alles. Ich bin wirklich gespannt, was er sich da ausgedacht hat. Übelnehmen könnte ich es ihm nicht, denn manchmal kann Cabrius einem schon auf die Nerven gehen mit seiner

eiskalten Skepsis. Sicher, niemand von uns kann beweisen, daß seine Theorien der Wirklichkeit entsprechen, aber man kann doch zumindest sachlich darüber diskutieren. Die Wahrheit werden wir ohnehin niemals erfahren.«

»Damit rechnet auch keiner von uns«, sagte ich bedauernd. »Ich glaube jedoch, daß ein Vordringen in die Zukunft durch Zeitdilatation die einzig reale Möglichkeit einer Zeitbeeinflussung ist.«

Es klingelte. Ackerbuild ließ Werner Cabrius ein, der sich für die geringfügige Verspätung entschuldigte, einen beachtlichen Schluck Bourbon trank und sich dann erst setzte. Wir unterrichteten ihn, daß Koltow später käme.»Aha!« Cabrius setzte sein Glas auf den Tisch zurück. »Der Bursche wird sich doch nicht drücken wollen? Ausgerechnet heute?« Er sah Ackerbuild an. »Verzeihen Sie, mein junger Freund, aber ich habe vergeblich versucht, Sie heute nachmittag anzurufen ...«

»Ich war mit dem Hund spazieren«, sagte Ackerbuild. »Und von der Familie war niemand zu Hause.«

»Wir bekommen nämlich noch einen Gast heute«, eröffnete uns Cabrius. »Mit Ihrem Einverständnis rechnend, habe ich Dr. Winter erlaubt, uns aufzusuchen. Er bat mich darum. Die Sache mit dem Stahlblock scheint plötzlich interessant für ihn geworden zu sein. Er müßte eigentlich jeden Augenblick hier sein, wenn er sich nicht verfahren hat. Er rief mich heute vormittag an. Seine Stimme klang anders als sonst. Vielleicht hat er etwas entdeckt, was er bei unserem ersten Gespräch noch nicht wußte.«

Dr. Winter und Professor Koltow trafen per Zufall gleichzeitig ein. Sie parkten nebeneinander vor dem

Haus, stiegen aus, stutzten – und begrüßten sich dann. Sie kannten sich vom Sehen her. Gemeinsam betraten sie dann die Diele und ließen sich von Ackerbuild gegenseitig vorstellen. Dann machte der Student den Museumsdirektor mit uns anderen bekannt.

Dr. Winter mochte etwa fünfundfünfzig Jahre alt sein, machte einen seriösen und gepflegten Eindruck, begrüßte Cabrius besonders herzlich und nahm schließlich neben ihm Platz. Auf Ackerbuilds Frage nahm er den Bourbon dankend an.

Koltow saß neben mir. Ich trank ihm zu und machte dabei ein äußerst gespanntes Gesicht. Wenn er nicht blind war, konnte er mir die Fragen von den Augen ablesen.

Er war nicht blind.

»Ich muß mich noch einmal entschuldigen für mein Zuspätkommen, aber zum Glück hatte ich ja einen Unglücksgefährten.« Er lächelte Winter freundlich zu, sah dann aber in erster Linie Cabrius an. »Ich nehme an, Sie sind inzwischen meiner Bitte nachgekommen, sonst wäre ja wohl unser verehrter Museumsdirektor jetzt nicht hier. Würden Sie so freundlich sein und uns kurz berichten, Werner?«

Cabrius tat es und schloß mit den Worten:

»Ich bin davon überzeugt, ähnliche Vorkommnisse gibt es zu Tausenden, ich kann also nicht ganz einsehen, was ein gestohlenen Relikt mit unserem üblichen Thema zu tun hat. Das einzig Interessante an der ganzen Angelegenheit ist die Tatsache, daß man vor dem Zweiten Weltkrieg etwas gefunden hat, das älter als eine Million Jahre ist, aber nach unserer Erkenntnis nicht älter sein kann als einige Jahrzehnte. Haben Sie wenigstens *dafür* eine Erklärung, Iwan?«

»Kommt alles, aber immer der Reihe nach. Ich nehme an, Dr. Winter ist mit der Materie, die uns beschäftigt, nicht so vertraut wie wir. Eine Einführung würde zu lange dauern und ...«

»Keine Sorge«, unterbrach ihn Cabrius und hob die Hand. »Winter weiß Bescheid. Ich habe mich des öfteren mit ihm darüber unterhalten. Er teilt zwar nur *meine* Ansicht, aber ich gehöre ja schließlich trotzdem zu Ihrem Kreis.«

Koltow nickte zustimmend.

»Das stimmt, mein Lieber, und damit wäre auch Dr. Winter akzeptiert.« Er holte hörbar Luft. »Sie erinnern sich, worüber wir das letzte Mal sprachen. Ich machte Ihnen einige Andeutungen, ein Zeitparadoxon betreffend, immer vorausgesetzt, es gäbe so etwas wie eine Zeitmaschine und ein materielles Eingreifen. In den vergangenen Monaten wird Ihnen aufgefallen sein, daß ich immer mehr der Ansicht Jacks zustimmte, der die Zeit als einen Strom sieht, der an uns vorüberzieht. Sein Gleichnis mit dem Boot brachte mich auf die endgültige Lösung des Problems, wenn ich auch zugeben muß, mit meinen Experimenten erst im Anfangsstadium zu stehen. Immerhin weiß ich heute, daß sich meine Theorien in die Praxis umsetzen lassen. Meine Herren, die Zeitmaschine ist keine Utopie mehr! Es gibt sie bereits!«

Ich muß zugeben, daß ich in diesem Augenblick das Atmen vergaß. Allerdings glaube ich kaum, daß ich Koltows Behauptung sofort mit dem Bewußtsein erfaßte und spürte, daß er die Wahrheit sprach, aber allein der Gedanke daran, daß ein ernsthafter Wissenschaftler die Zeitmaschine als Realität hinstellte, verblüffte mich ungemein und nahm mir jede Mög-

lichkeit eines sofortigen Kommentars.

Cabrius hingegen faßte sich sofort.

»Himmel, wir haben doch nicht den ersten April!« rief er aus und griff nach seinem Glas. »Iwan, Sie Witzbold!«

Koltow lächelte maliziös, ohne verärgert zu sein.

»Klingt merkwürdig, nicht wahr? Aber noch seltsamer finde ich es, wenn ausgerechnet jene Menschen, die sich seit Jahren mit dem Problem der Zeit befassen, bei meiner Eröffnung derart reagieren. Sie glauben mir nicht, das sehe ich. Von Ihnen, Cabrius, habe ich es auch nicht anders erwartet. Aber was ist mit Ihnen, Jack? Ich habe nur das verwirklicht, was Sie seit Jahren behaupten. Versetzt Sie das so in Erstaunen?«

Williams leerte sein Glas mit einem Zug. Er setzte es ziemlich hart auf den Tisch zurück.

»Sie wollen behaupten, das Boot konstruiert zu haben, mit dem man den Zeitstrom beliebig auf- oder abwärts fahren kann?«

»Nein, das habe ich nicht direkt behauptet. Vielleicht wird das eines Tages möglich sein, aber im Augenblick kann das Boot nur anorganische Materie befördern – ohne Steuermann. Der Motor, wenn Sie so wollen, wird vorher eingestellt und bringt das Boot wieder an seinen Ausgangspunkt zurück. Das ist alles, aber es ist genug!«

Ich glaubte, Koltow begriffen zu haben.

»Sie haben eine Zeitmaschine konstruiert, Iwan, mit der man anorganische Materie in die Vergangenheit oder Zukunft schicken kann?«

»Ganz richtig.«

»Und Sie können beweisen, daß es so ist?«

»Ich bin gerade dabei.«

»Da bin ich aber gespannt«, ließ Cabrius sich vernehmen. Er warf Dr. Winter einen schnellen Blick zu. »Würde mich nicht wundern, wenn unser Stahlblock dabei eine Rolle spielt.«

»Endlich kann ich Ihnen auch mal recht geben«, sagte Koltow etwas ironisch. »Der Stahlblock spielt sogar die Hauptrolle.« Er warf Winter einen fragenden Blick zu. »Doktor – haben Sie zufällig die Papiere bei sich, von denen die Rede war, als Cabrius Sie aufsuchte? Ich meine, es wäre doch immerhin logisch ...«

»Ich habe sie hier.« Winter pochte auf die Brusttasche. »Cabrius war so vorausschauend, mich darum zu bitten, als er heute anrief und mich einlud. Aber ich fürchte, so ganz verstehe ich nicht, worum es geht.«

»Sie werden es bald begreifen«, versprach Koltow. »Finden Sie sich zuerst einmal mit der Tatsache – ich wiederhole: Tatsache! – ab, daß es so etwas wie eine Zeitmaschine gibt, wenn auch nicht in jener Form, wie Mr. Wells sie einst beschrieb. Bis dahin ist noch ein weiter Weg, aber es wird sie eines Tages geben, daran kann kein Zweifel bestehen.«

»Sie sind sehr sicher«, stellte Ackerbuild fest. »Noch jemand ein Bier ...?«

Niemand wollte ein Bier. Alle starrten wir gebannt auf Koltow, der uns der Reihe nach in aller Ruhe betrachtete und seinen Triumph in vollen Zügen auskostete.

Endlich sprach er weiter:

»Seit Jahren experimentiere ich mit überlichtschnellen Teilchen, die leicht zu erzeugen, aber leider sehr schwierig zu beobachten sind. Sie verschwinden nämlich, kaum daß sie erzeugt werden. Immerhin

gab mir hier Einstein einen Tip.« Er lächelte uns freundlich an. »Ich will es nicht kompliziert machen und Ihnen exaktere Erklärungen ersparen, Sie könnten ohnehin in diesem Stadium nicht viel damit anfangen. Jedenfalls war mir klar, daß die Teilchen nicht im Raum, sondern in der Zeit untertauchten. Sie verschwanden in der Vergangenheit oder in der Zukunft. Durch vorsichtige Dosierung der Teilchenstrahlung in einem extra dafür konstruierten Gefäß gelang es mir schließlich, einen Gegenstand für einige Stunden in die Vergangenheit zu schicken. Ich nahm ihn vom Bücherschrank, stellte ihn in meine ›Zeitmaschine‹, schaltete die Energieerzeugung ein, der Gegenstand verschwand – und tauchte gleichzeitig auf dem Bücherschrank wieder auf. Genau dort, wo er bereits seit Monaten gestanden hatte. Damit hatte ich den Beweis. Meine Versuche, in die Zukunft vorzudringen, scheiterten zu meinem Leidwesen, aber ich lernte, die Dosierungen so genau zu berechnen, daß ich Materie zu einem gewünschten Zeitpunkt in der Vergangenheit materialisieren lassen konnte. So, meine Herren, nun wissen Sie, warum ich immer so heftig meine These vertrat, daß Zeit durch Technik zu besiegen sei. Inzwischen konnte ich diese Technik ein wenig weiterentwickeln. Sie werden noch sehen, wie ich das meine.«

Er schwig und trank einen Schluck Bier. Wir selbst hatten genug damit zu tun, seine Behauptungen zu verdauen, denn nun spürten auch die anderen, daß Koltow keineswegs nur bluffte. Selbst Cabrius machte ein nachdenkliches Gesicht, bemühte sich jedoch, trotzdem heiter und gelassen zu erscheinen. Er wollte sich nicht blamieren.

»Wie kommt es«, fragte Dr. Winter schließlich, »daß bisher von Ihren Experimenten nichts an die Öffentlichkeit drang? Ich meine, eine derartige Sensation müßte doch die Gemüter erregen.«

»Würde sie auch, aber außer Ihnen weiß niemand davon. Ich experimentiere mit Strahlen – das ist alles, was man weiß. Bei dieser Gelegenheit muß ich Sie alle noch bitten, unsere Unterredung heute als streng vertraulich zu betrachten. Es wird gut sein, wenn Sie alles vergessen, was Sie heute hören oder sehen. Ich denke, ich kann mich darauf verlassen?« Als wir ihm zunickten, fuhr er fort: »Nachdem ich also mehrmals Gegenstände in die Vergangenheit schickte, stellte ich einen kausalen Zusammenhang zwischen scheinbar bereits geschehenen Dingen und von mir hervorgerufenen fest. Ich mußte also vorsichtig sein, um kein gefährliches Paradoxon hervorzurufen, jedoch gibt es zweifellos Hinweise dafür, daß *nach* mir noch andere Personen mit ähnlichen Zeitexperimenten beschäftigt sein werden. Als wir vor einer Woche über Paradoxa sprachen, beschloß ich, Ihnen einen Beweis zu erbringen. Der Stahlblock des hiesigen Museums, der in mehreren Fachbüchern erwähnt wurde, schien mir gerade recht zu sein. Ich will Ihnen berichten, was ich unternahm.«

»Ich höre«, sagte Cabrius trocken und nickte Dr. Winter zu, der nervös nach seiner Aktentasche griff, in der sich wohl die Papiere befanden, von denen er gesprochen hatte.

»Ich besorgte mir einen neutralen Stahlblock, Kantenlänge fünf Zentimeter, fehlerfreies Material und absolut unmarkiert. Im Labor lud ich mein Zeitgerät auf, so daß nur ein normaler Stromimpuls genügte,

den gewünschten Vorgang einzuleiten. Dann fuhr ich mitsamt Gerät und Stahlblock in jene Gegend, wo eine Million Jahre später das Braunkohleflöz entdeckt und abgebaut werden sollte. Mit meiner Maschine schickte ich den von mir besorgten Stahlblock eine Million Jahre in die Vergangenheit. Ich wußte, daß er in einer noch weichen Torfschicht versinken und von dieser eingeschlossen werden würde. Dann kehrte ich hierher zurück, um das zweite Experiment einzuleiten.«

Dr. Winter griff nach seiner Aktentasche und zog einige Papiere daraus hervor. Seine Hände, so bemerkte ich, zitterten. Cabrius rührte sich überhaupt nicht und starrte nur auf sein Glas. Ackerbuild und Williams tauschten einen langen Blick.

Inzwischen hatte Dr. Winter seine Unterlagen sortiert. Er sagte:

»Wenn das alles stimmt, und nehmen wir einmal an, es stimmt wirklich, dann sind Sie nach Moorburg gefahren. Dort nämlich wurde der Stahlblock gefunden.«

Koltow nickte.

»Ganz richtig, nach Moorburg. Und zwar nördlich der kleinen Stadt, wo noch heute Braunkohle im Tagebau abgetragen wird. Die Schichten sind sehr dick, bis zu fünfzehn Meter, aber es ist ja wohl selbstverständlich, daß mein Stahlblock ziemlich an der Oberfläche gefunden werden mußte. Und das geschah dann ja auch einige Jahre vor dem Krieg. Er war nur einige Meter tief eingesunken, ehe der Torf austrocknete und hart wurde. Er schloß den Block für eine Million Jahre ein, wie ich schon betonte.«

»Wie verlief Ihr zweites Experiment?« erkundigte sich Jack Williams gespannt.

»Wie erwartet«, erwiderte Koltow trocken. »Und genauso, wie es verlaufen mußte, wenn meine Theorien stimmten. Doch zuvor noch eine Bemerkung zu meinen Experimenten: Es war mir gelungen, Gegenstände in die Vergangenheit zu schicken, aber meine Methoden vervollkommneten sich, wurden zuverlässiger und ausgedehnter. Ich konnte nun auch schon Gegenstände aus der Vergangenheit wieder in die Gegenwart zurückholen. Wichtig war die Dosierung der Energie, die wiederum den Zeitabschnitt bestimmte. Ein Freund von mir züchtet Champignons im Stadtberg. Wie Sie alle wissen, eignen sich die ehemaligen Katakomben und Bunker bestens dafür. Natürlich wußte ich, wo man während des Krieges das Museumsgut aufbewahrte, und um mein Experiment erfolgreich zu beenden, mußte ich nicht nur die Zeit, sondern auch den Ort bestimmen. Die Zeit fließt, der Raum nicht. Das ist eine fundamentale Erkenntnis, meine Herren. Ich fuhr also mit meinem Wagen und der Zeitmaschine in die Pilzzucht hinein, schaltete den Stromstoß ein – und Sekunden später lag mein Stahlblock wieder vor mir. Aber zu meinem nicht geringen Erstaunen wurde diesmal nicht nur anorganische Materie aus der Vergangenheit in meine Gegenwart befördert. Der Stahlblock war fein säuberlich in einen Karton gepackt und beschriftet. Jedenfalls hatte die Zeitmaschine ihn aus dem Jahr 1943 geholt, und wie wir alle wissen, ist er ja auch zu diesem Zeitpunkt verschwunden.«

Es war natürlich Cabrius, der seine Zweifel offen ausdrückte:

»Mein lieber Herr Kollege, Sie wollen doch nicht behaupten, damit einen Beweis für die Existenz einer

Zeitmaschine geliefert zu haben? Der Stahlblock *hat* existiert, und es wurde schon vor dreißig Jahren über ihn geschrieben. Sie aber brachten ihn erst in der vorigen Woche zurück in die Vergangenheit und holten ihn wieder. Er existiert also erst kurze Zeit, aber auf keinen Fall schon dreißig Jahre.«

»Er ist genau sieben Monate alt, gleichzeitig aber ist er über eine Million Jahre alt, denn so lange lag er im Flöz. Vor sieben Monaten wurde er hergestellt, aber ich brachte ihn eine Million Jahre in die Vergangenheit zurück. Wenn Sie so wollen: er existierte zweimal!«

»Und das zur gleichen Zeit? Unmöglich!«

»Nicht in der gleichen Form, Cabrius! Rechnen Sie nach, und Sie werden mir recht geben müssen. Als Erz ist er noch viel älter als nur eine Million Jahre, aber als fertiger Stahlblock gab es ihn nur während seiner Zeit im Flöz und während seiner Lagerung im Museum und in der Stadtberghöhle. Und es gibt ihn heute!«

Bei diesen Worten griff er in die rechte Rocktasche und zog einen Gegenstand daraus hervor, den er mitten auf den Tisch legte, so daß ihn jeder sehen konnte.

Es war der schwarze Block aus Stahl, fünf Zentimeter Kantenlänge – und auf den Flächen leicht uneben und von der Zeit angegriffen.

Dr. Winter starrte ihn fasziniert an, dann nickte er.

»Ich kenne die Spezialphotos – er ist es! Hier, die winzige Unebenheit ...«

»Das ist nicht der einzige Beweis«, sagte Koltow nüchtern. Wieder griff er in die Tasche und beförderte einen zusammengefalteten Karton zutage, den er ausbreitete. »Sehen Sie die Beschriftung, die Sortie-

rungszahl, die Beschreibung, Dr. Winter. Und nun vergleichen Sie die Schrift mit jener auf Ihrer Liste. Es muß dieselbe sein.«

Es *war* dieselbe Schrift!

Zum ersten Mal an diesem Abend verriet Cabrius so etwas wie Nervosität und Verwirrung. Für die Identität der Schriften gab es keine »normale« Erklärung. Der Stahlblock allein wäre vielleicht kein schlüssiger Beweis gewesen, aber die Schriften waren es. Hinzu kam die unbestreitbare Tatsache, daß die Schrift auf den Listen Dr. Winters ein wenig verblaßt war, jene auf dem Karton jedoch frisch wirkte. Kein Wunder, denn wenn Koltow recht hatte, mußte sie fast dreißig Jahre Zeit »eingespart« haben.

War das vielleicht eine Möglichkeit, die Unsterblichkeit zu erlangen? Es war ein wahnwitziger Gedanke, der mir da plötzlich kam, aber sicherlich konnte er in dieser Situation nicht abwegig genannt werden. Die Lebensspanne des Menschen war begrenzt, sicherlich. Aber wenn es gelang, die Zeit beliebig schnell fließen zu lassen, ohne selbst dabei schneller zu leben, konnte man diese begrenzte Spanne auch wunschgemäß ausdehnen.

Cabrius schien sich erholt zu haben. Seine Stimme klang gereizt, als er sagte:

»Und was wäre geschehen, wenn Sie das Experiment *nicht* durchgeführt hätten, Iwan? Was würde dann heute in diesen Aufzeichnungen ...«, er deutete auf Dr. Winters Akten, »... geschrieben stehen? Über den Stahlblock, meine ich.«

»Nichts, Verehrtester, gar nichts! Er würde überhaupt nicht erwähnt werden, denn es hätte ihn nie gegeben.«

»Sehen Sie – und eben das glaube ich Ihnen nicht. Sie könnten es auch kaum beweisen.«

»Ist die Identität der beiden Schriften kein Beweis?«

»Nur bedingt, denn die Möglichkeit einer Fälschung besteht in jedem Fall. Hinzu kommt ein weiterer Punkt, den ich für äußerst bedenklich halte.«

»Welcher, bitte?«

»Der Umstand, daß es den Stahlblock bereits im Museum gab, *bevor* Sie Ihr Experiment durchführten. Alles muß also bereits geschehen sein, ehe Sie überhaupt an die Konstruktion einer Zeitmaschine – oder wie Sie es nennen wollen – auch nur dachten. Und genau das halte ich für unmöglich.«

»Es ist durchaus logisch, Werner.« Koltows Stimme nahm einen beschwörenden Tonfall an. »Der Stahlblock wäre auch aufgetaucht, wenn jemand das gleiche Experiment in hundert Jahren durchführte, mit den gleichen Zeiteinheiten selbstverständlich, die wiederum in Relation zum Weiterfließen des Zeitstroms stehen müssen. Es mag tausend ähnliche Vorkommnisse geben, die ausschließlich dem Eingreifen von Personen aus der Zukunft zuzuschreiben sind, nur können wir das natürlich nicht wissen. Mit anderen Worten: Wir leben in einer Welt der Zeitparadoxa, nur bemerken wir nichts davon, weil wir mit den so veränderten Gegebenheiten geboren werden, leben und schließlich sterben. Eine nachträgliche Änderung gewisser Ereignisse wäre natürlich möglich, aber ich wage es nicht, mir die Konsequenzen auszumalen.«

Jack Williams hob die Hand.

»Ich habe mehrere Romane geschrieben, die sich mit dem Thema Zeit befassen und vertrat darin eine

ähnliche Ansicht wie Sie jetzt. Ich schrieb sie unter einem Pseudonym, daher wissen Sie nichts davon. Einmal ließ ich darin ein ganzes Team von Wissenschaftlern in die Vergangenheit zurückgehen, um gewisse Veränderungen im Lauf der Geschichte herbeizuführen. So verhinderten sie zum Beispiel den Abwurf der Atombombe über Hiroshima. Die Folge war – natürlich nur im Roman – die Verlängerung des Krieges und wesentlich mehr Opfer auf amerikanischer Seite. Die Bombe von Nagasaki wurde ebenfalls nicht gezündet.«

»Im Roman ist das alles ganz anders«, sagte Koltow und lachte. »Wir haben es hier mit der Realität zu tun. Ich weiß wirklich nicht, wie ich es anstellen soll, aber ich werde Ihnen den Beweis für meine Behauptungen liefern. Wo findet unser Abend nächste Woche statt?«

»Bei mir«, sagte Cabrius. »In der Bibliothek, wie üblich.«

»Außerordentlich günstig«, stellte Koltow etwas geistesabwesend fest und erhob sich. »Sie entschuldigen mich, meine Freunde, aber ich habe noch eine Verabredung.«

Ich sah auf meine Uhr.

»So spät noch?«

Koltow lächelte nachsichtig.

»Seltsam, wie abhängig Sie doch alle vom Vergehen der Zeitsind«, meinte er. »Forrest, würden Sie so freundlich sein, mich bis zum Wagen zu begleiten ...?«

Er war schon an der Tür, als Dr. Winter ihm nachrief:

»Herr Professor – Ihren Stahlblock! Sie haben ihn vergessen!«

Koltow drehte sich noch einmal um.

»Ich vergaß ihn nicht. Sie dürfen ihn behalten. Von mir aus legen Sie ihn ins Museum, da gehört er ja wohl auch hin. Gute Nacht, meine Herren. Und ... seien Sie nachsichtig mit mir.«

Ich muß nicht ausdrücklich betonen, daß wir an diesem Abend noch lange zusammensaßen und diskutierten. Die Meinungen gingen stark auseinander, und Jack Williams und ich waren wohl die einzigen der Anwesenden, die geneigt waren, Koltow zu glauben. Cabrius hielt seinen Bericht für einen ausgemachten Schwindel, während sich Ackerbuild und Dr. Winters neutral verhielten.

Schließlich brachen wir dann doch auf. Winter schob den Stahlblock in die Rocktasche, packte den Karton ein und bedankte sich bei uns allen für den interessanten Abend.

Noch ahnten wir nicht, welche Überraschung uns am kommenden Mittwoch bevorstand ...

Kaum waren wir gegen neun Uhr in Cabrius' Bibliothek versammelt, da sagte Ackerbuild:

»Koltow hatte mich vor einer Woche gebeten, ihn täglich im Labor anzurufen. Seit zwei Tagen habe ich ihn dort nicht mehr erreicht. Ich bin nicht so sicher, ob er heute erscheinen wird.«

»Natürlich will er sich drücken«, behauptete Cabrius triumphierend. »Ich wußte es ja.«

»Das glaube ich nicht.« Ackerbuild schüttelte überzeugt den Kopf. »Er sagte mir voraus, daß er verreisen müsse, und er sagte es mir beim Abschied vor einer Woche mit einem recht merkwürdigen Unterton in seiner Stimme. Er meinte auch, es hinge mit seinem

Beweis zusammen. Und wenn alles so verlief, wie es nach seiner Theorie ganz logisch verlaufen müsse, würde er sich heute bei uns melden. Wir sollten ohne ihn anfangen, bat er mich, wenn er nicht pünktlich käme.«

Ich warf Williams einen Blick des Einverständnisses zu. Er hatte mich am Wochenende zu Hause aufgesucht, und wir waren Segeln gegangen. In der friedvollen Stille einer Schilfbucht, abseits vom Getriebe der lärmenden Gegenwart, war uns klargeworden, daß es für Koltow nur eine einzige Beweismöglichkeit gab, immer vorausgesetzt, seine Angaben und Theorien stimmten. Die Antwort auf alle Probleme der Zeit lag nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft.

Cabrius deutete auf den Wein.

»Also gut, fangen wir eben an ...«

Seine Aufforderung hatte nur wenig Erfolg, denn es kam an diesem Abend keine rechte Diskussion in Gang. Die Unterhaltung schleppte sich nur müde dahin, und wir alle ignorierten Cabrius' ständige Hinweise auf die möglichen Hintergründe von Koltows unentschuldigtem Fernbleiben. Williams und ich hüteten uns, auch nur ein Wort über unsere Vermutungen laut werden zu lassen.

Gegen halb elf fiel mitten auf dem Tisch klirrend ein Weinglas um, obwohl wir alle zurückgelehnt in unseren Sesseln lagen.

Zuerst nahm ich an, jemand habe mit dem Fuß ein Tischbein berührt, aber dann sah ich den Grund für das Malheur: Das Weinglas war wie von einer unsichtbaren Hand beiseite geschoben worden, während gleichzeitig genau dort, etwa zehn Zentimeter

über der Tischplatte, ein Bündel beschriebenen Papiers aus dem Nichts heraus materialisierte.

Es fiel klatschend in die Weinlache.

Williams war geistesgegenwärtig genug, sich schnell vorzubeugen und die Papiere zu retten. Er hielt sie hoch, damit sie abtropfen konnten, dann breitete er sie vor sich auf dem Tisch aus.

»So also hat er es gemacht!« sagte er nur. Ich verstand sofort, was er damit meinte, Cabrius hingegen wettete:

»Was soll der Unsinn? Zauberkunststückchen, und das in meinem Hause!« Er stand auf. »Ich hole ein Handtuch, warten Sie ...«

Ackerbuild beugte sich vor, plötzlich sehr interessiert.

»Wenn das ein Trick war, dann aber ein großartiger.«

Cabrius kam mit dem Küchenhandtuch und wischte die Weinlache fort. Er warf es achtlos auf den Boden und sah Williams forschend an.

»Waren *Sie* das?« fragte er und deutete auf die feuchten Papiere.

Williams schüttelte den Kopf.

»Nein, Werner, das war Koltow. Erkennen Sie seine Handschrift nicht? Ein wenig verändert; reifer geworden, würde ich sagen, obwohl das in seinem Alter absurd scheint. Er hat uns eine Botschaft geschickt, den angekündigten Beweis.« Er nickte mir zu. »Wir haben es gewußt.«

Cabrius sah mich an.

»Natürlich, Sie haben es gewußt! Dann darf ich ja wohl um eine Erklärung bitten, wenn Sie es gewußt haben.«

»Vielleicht werden wir die Erklärung einfacher erhalten«, sagte ich ruhig, »wenn wir lesen, was Koltow uns mitzuteilen hat.«

»Sie glauben doch wohl nicht im Ernst, daß ich auf den Trick hereinfalle?« knurrte Cabrius, unsicher geworden.

Williams reichte ihm die Papiere.

»Sie kennen seine Handschrift so gut wie ich – lesen Sie selbst vor. Wir sind alle sehr gespannt, das dürfen Sie glauben.«

Ich bemerkte, daß die Hände von Cabrius ein wenig zitterten, als er das dünne Bündel Williams abnahm. Er legte es vor sich auf den Tisch, blätterte ungeschlüssig darin herum, nahm es wieder auf – und begann endlich zu lesen:

(Ohne Datum)

»Meine Freunde!

Chronologisch und in Relation zum normalen Zeitstrom, gebracht, war ich in der Tat der erste Mensch, dem es gelang, ein entsprechendes Experiment durchzuführen und ein Zeitparadoxon unbedeutender Art herbeizuführen. Schon damals ahnte ich, daß der Mensch für dieses Problem noch nicht reif war, aber ich wußte, daß er es eines Tages sein mußte und rückwirkend die Ereignisse kontrollieren und notfalls berichtigen würde. Darauf baute sich mein Plan auf, Ihnen den Beweis für meine Behauptungen zu erbringen. Er liegt vor Ihnen.

Vier Tage lang bereitete ich in meinem Labor mein Experiment vor. Als Ackerbuild mich am fünften Tag anrief, war es bereits gelungen. Die Zeit-Kontrolle hatte mich in die Zukunft geholt, um das grauenhafteste Pa-

radoxon zu verhindern, das ich offensichtlich plante, und das die Auslöschung des Menschen zur Folge gehabt hätte. Heute – in meiner Relativgegenwart, gibt es alle Möglichkeiten, jegliches Experiment mit der Zeit zu kontrollieren und zu verhindern. Ich wußte es, denn es war die logische Entwicklung.

Man holte mich in die Zukunft – in Ihre Zukunft –, und ich habe die Tatsache, daß ich angesehen und geehrt in dieser Zukunft leben darf, nur dem Umstand zu verdanken, daß ich der Pionier war. Nur deshalb auch erhielt ich die Erlaubnis, Ihnen diesen Brief in meine ferne Vergangenheit zu schicken – er wird übrigens nach genau fünf Minuten wieder in meine Zeit zurückgeholt.

Seit jenem Mittwoch in Ackerbuilds Wohnung vergingen für mich sieben Jahre, für Sie verging eine Woche, und im Zeitstrom bin ich etwa achthundert Jahre von Ihnen entfernt. Sie ersehen daraus, daß bereits drei verschiedene Zeitebenen bei dieser geringfügigen Manipulation gleichzeitig nebeneinander bestehen. Es gibt natürlich viel mehr, wobei die eine in die andere übergeht – und damit entsteht der Eindruck, daß der Hauptstrom fließt.

Sie werden mich nicht mehr wiedersehen, obwohl ich oft Gelegenheit durch die Zeitkontrolle erhalte, Ihren Gesprächen beizuwohnen. Man gestattet mir dieses Privileg, weil ich mit meinem Stahlblockexperiment eine Entwicklung einleitete, ohne die unsere Welt, wie wir sie zu allen Zeiten kennen, nicht existent wäre. Jede Gegenwart ist das Ergebnis einer exakt vorausberechneten Manipulation. Niemand – und das ist die letzte Erkenntnis aus diesen Dingen – kann seinem Schicksal entgehen, falls er unter der Kontrolle der streng überwachten Zeitmanipulatoren steht, denn – und das wie-

derum fördert die Eigeninitiative und gewährt Freiheit – nicht jeder wird erfaßt und kontrolliert.

Es liegt noch immer in der Hand des Individuums, aus seiner Welt das zu machen, was er aus ihr zu machen gedenkt. Doch wie auch immer, am Schluß seiner Entwicklung wird der Mensch in Frieden leben, aber der Weg bis dahin ist weit, sehr weit.

Lebt wohl, meine Freunde – und hofft weiter. Übrigens, Kollege Cabrius, wenn Sie morgen vor der Universität parken, achten Sie auf den gelben Wagen, neben den Sie sich stellen. Er wird Ihnen beim Wegfahren die rechte Tür zerkratzen und Fahrerflucht begehen. Ein Glück, daß Sie sich die Nummer gemerkt haben ...«

Cabrius hielt die beschriebenen Blätter noch in der Hand, und in der nächsten Sekunde war nichts mehr in seinen Händen. Das Papier hatte sich in Nichts aufgelöst; es war in die Zukunft zurückgeholt worden, aus der es gekommen war.

An diesem Abend gingen wir ohne weitere Diskussion auseinander, jeder mit seinen eigenen Gedanken und Zweifeln beschäftigt. Cabrius wollte am nächsten Tag den vorausgesagten Kleinunfall vermeiden, indem er seinen Wagen an einer anderen Stelle parkte, fünf Lücken von dem gelben Auto entfernt, dessen Nummer er sich trotzdem merkte. Als er später zurückkehrte, war seine rechte Tür eingebeult, und die gelben Lackkratzer verrietten, wer der Übeltäter gewesen war.

Professor Koltow blieb verschwunden und tauchte nie mehr auf. Man nahm an, daß er in seine alte Heimat zurückgekehrt war.

Ich selbst besuchte mit Jack Williams einige Tage

später das Museum. Wortlos führte uns Dr. Winter zu einem neu aufgestellten Glaskasten, in dem auf weißem Papier der kleine, unscheinbare Stahlblock ruhte.

Auf dem Schild stand:

»Gefunden 1936 in Moorburg, während des Krieges 1943 verlorengelassen, wiedergefunden 1971.«

Die nähere Beschreibung stand in kleiner Schrift darunter.

Als wir weitergingen, sagte Dr. Winter, der von den Vorgängen in Cabrius' Wohnung nichts wußte:

»An sich ist der Stahlblock unwichtig, wenn man seine Geschichte nicht kennt, aber ich habe ihn trotzdem wieder der Sammlung beigelegt. Ich hatte das Gefühl, sonst hätte etwas Wichtiges gefehlt.«

Etwas Wichtiges ...!

Als Jack und ich wieder draußen in der Sonne standen, wußten wir nur zu gut, daß wir es nur diesem Stahlblock zu verdanken hatten, wenn wir ganz und absolut sicher sein konnten, daß diese Sonne auch noch in achthundert Jahren für die Menschheit scheinen würde.

Und für alle Zukunft.

ERICH VON DÄNIKEN

Gespräch mit einem Computer

»Ich bin BIOCO«, sagte das Ding, und gleichzeitig begann irgend etwas auf meinem Tisch phosphoreszierend zu leuchten.

Ich erschrak und befürchtete einen Moment, mein Herzschlag setzte aus, dann spürte ich das beruhigende Pochen in den Schläfen. Durch die Dunkelheit starrte ich in Richtung des Tisches.

Da stand *etwas*, grünlich und oval. Und es war zuvor nicht dagewesen.

Ich verharrte ganz ruhig, und ich muß gestehen, daß ich grauenhafte Angst hatte. Wie kam das Ding in meine Zelle? Was war es überhaupt?

Langsam richtete ich mich auf die Ellenbogen. Kalter Schweiß lief mir in die Augen. Draußen im Gang blieb alles ruhig. Ich blickte zum Fenster. Da waren noch immer die Gitter, niemand konnte zu mir herein. Aber – ich starrte wieder zum Tisch – dort stand ein grünlich leuchtendes, ovales *Etwas*.

Ich weiß heute nicht mehr, wie lange ich auf das Ding starrte und was alles in meinem Kopf vorging. Ich dachte an Spiegelungen, Haftpsychose, Halluzinationen, Träume, ja selbst an den Scherz eines Mitgefangenen. Dieser letzte Gedanke beruhigte mich ein wenig. Ich hüstelte.

»Sprechen Sie bitte ruhig und deutlich«, sagte das Ding.

Jetzt begriff ich überhaupt nichts mehr. Das Ding konnte reden! Die Stimme klang angenehm, fast wie

aus einem Stereolautsprecher.

»Wer sind Sie?« preßte ich heiser hervor.

»Ich bin BIOCO«, antwortete das Ding. Aus dem grünen Leuchten formte sich plötzlich ein schwarz-silbernes Schachbrettmuster. Langsam gewann ich meine Fassung zurück. Hier geisterte es nicht. Ich mußte es mit einer technischen Spielerei zu tun haben

...

»Wie kommen Sie in meine Zelle?« fragte ich ruhig, fast lauernd.

»Ich bin BIOCO«, gab das Ding abermals die gleiche Auskunft. »Meine Speicherkapazität beträgt dreitausendvierhundertachtzehn hoch sechzig. Mein Logiksektor ist absolut. Erfahrungswerte umfassen die menschliche Geschichte seit ihrem Entstehen. Die Wirkung der Ausführungsorgane ist optimal. Das Kodewort für gezielte Fragen lautet BIOCO.«

Das Ding schwieg. Auf dem Tisch flimmerte unbeeinträchtigt das schwarz-silberne Schachbrettmuster, umrahmt von einem schwachleuchtenden grünen Ring.

Offenbar ist es ein Computer, dachte ich. Wie immer er auch in eine Zelle gelangt war, das Kodewort für Fragen lautete BIOCO.

Ich versuchte es nochmals:

»BIOCO, wie kommen Sie in meine Zelle?«

Die Antwort erfolgte prompt und sachlich. Sie überraschte mich nicht einmal mehr.

»Ich komme aus der Zukunft, aus dem Jahr 2030 Ihrer Zeitrechnung. Das Gebäude der Strafanstalt Regensdorf existiert in meiner Zeit nicht mehr. Wir beherrschen die Zeitreise. Der mathematische Sektor bestimmte die exakten geographischen Koordinaten Ihres Aufenthaltsorts vom 30. November 1970. Die

Ausführungsorgane errichteten ein Zeitfeld. Ich wurde somit sechzig Jahre in die Vergangenheit geschleudert. Der Vollzugssektor meldet die korrekte Ankunft auf Ihrem Zellentisch. Mein Aufenthalt in Ihrer Zeitebene ist auf 41 Minuten beschränkt. Energieaufwand beträgt neunzehn hoch dreiundzwanzig Erg Ihrer Werte.«

Unfaßbar, dachte ich. Das Ding kam also aus der Zukunft. Und ausgerechnet auf meinem Tisch in der Zelle, mitten in der Nacht! Der Gedanke an Zeitreisen hat mich schon immer fasziniert, wie gern hätte ich selbst eine unternommen.

Wie ging sie vor sich?

»BIOCO, wie funktioniert die Zeitreise?«

»Im Prinzip ähnlich wie Television im Jahr 1970«, erklärte das Ding geduldig. »Jedes Atom des zu transportierenden Körpers wird abgetastet, auf Schablone kodiert, im Zeitumwandler auf einen Impuls gerafft, dann gesendet und am Empfangsort in umgekehrter Reihenfolge wieder aufgebaut.«

Mich durchzuckte ein Gedanke: wenn dieses Ding da – BIOCO, wie es sich nannte – mich hier herausholen könnte, irgendwohin, vielleicht in die Zukunft ...

Hastig zündete ich eine Zigarette an. Im Schein des Streichholzes betrachtete ich das Ding genauer. Es erinnerte an einen flachen Bildschirm, etwa siebzig Zentimeter hoch und neunzig breit. Immer noch leuchtete unverändert das schwarz-silberne Schachbrettmuster und der grüne Kreis.

»BIOCO«, fragte ich, »kannst du mich in die Zukunft bringen?«

»Technisch möglich, aber praktisch nicht realisierbar.«

»BIOCO, erkläre präziser!«

»Es ist technisch ohne weiteres möglich, Ihren gegenwärtigen Körper in die Zukunft zu transportieren. Der Speichersektor meldet jedoch, daß Zeitungsberichte aus dem Jahr 1971 registriert sind, die Ihre Entlassung aus dem Gefängnis in Regensdorf bestätigen. Damit ist es unmöglich, daß Sie sich entschlossen haben, heute mit mir in die Zukunft zu reisen, denn täten Sie das, könnten die Zeitungen im Jahr 1971 nicht über Ihre Entlassung berichten.«

Das war mehr als fatal. Warum sollte ich mich *nicht* dazu entschließen, in die Zukunft zu fliehen, wenn sich schon eine einmalige Gelegenheit dazu bot? Verzichtete ich meiner Familie wegen? Oder wegen meiner Freunde? Waren vielleicht meine Buchpläne die Ursache? Oder gar mein Grimm auf unsere altmodische Justiz, die mich hierher gebracht hatte?

Justiz! Der Gedanke elektrisierte mich förmlich. Wie mochte sie im Jahr 2030 wohl aussehen?

»BIOCO, wer besorgt in Ihrer Zeit die Justiz?«

Die Antwort verblüffte mich. Sie bestand aus einem einzigen Wort:

»BIOCO.«

Bei allen Planeten, wer oder was war dieser BIOCO eigentlich?

Ich stellte die entsprechende Frage und erfuhr, daß BIOCO eine Abkürzung sei und soviel bedeute wie BIOtronischer COMPUTER, also ein lebendes Superhirn. Es sei von Menschen geschaffen und programmiert worden und für alles verantwortlich, was die Gesamtbevölkerung des Planeten Erde betreffe. So wache es beispielsweise über die Geburtenrate, regle jeden Verkehr, dirigiere das Bankwesen, die Güter-

und Nahrungsmittelproduktion, wertvolle Erfindungen aus, organisiere die Wissenschaft und so weiter. Schließlich, so konnte ich zum Schluß vernehmen, sei es die oberste Gerichtsinstanz aller Kontinente.

Ich war ziemlich schockiert. Ein Computer als Richter? Hatte die Menschheit wirklich eine solche Entwicklung zugelassen? Auf meine diesbezügliche Frage antwortete BIOCO bereitwillig:

»Im Jahr 1976 erschien ein dreibändiges Werk mit dem Titel: GRUNDÜBEL DER MENSCHHEIT. Band 1 befaßte sich mit der Justiz. In ihm wurde die Sinnlosigkeit der Vollzugsurteile aller Völker und Zeiten ad absurdum geführt. Der Autor tat den berühmt gewordenen Ausspruch: ›Wenn ich die Wahl hätte, von einem Menschen- oder Computergericht verurteilt zu werden, würde ich das Computergericht tausendmal vorziehen‹.«

Dies kam damals einer Initialzündung für die Computerherstellung gleich. Die ersten Gerichtscomputer wurden konstruiert und bewährten sich. Sie waren unbestechlich, logisch, zuverlässig und absolut neutral und objektiv. Sie ermüdeten nie, brauchten keine Sonntage, fällten ihre gerechten Urteile innerhalb Zehntelsekunden, so daß für ein Land mit fünfzig Millionen Einwohner ein einziger Gerichtscomputer genügte.

»Und das war der Beginn meiner Existenz«, schloß BIOCO. »Ich bin BIOCO.«

Ich war verwirrt. Gedanken an Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wirbelten in meinem Kopf durcheinander. Ich zweifelte keine Sekunde an BIOCOs Worten, obwohl alles verrückt klang. Ich hatte hundert Fragen und konnte mich zu keiner entschließen.

41 Minuten, hatte BIOCO gesagt.

Warum war er überhaupt zu mir gekommen? Ich rang mich zu der Frage durch:

»BIOCO, was ist der Zweck Ihres Besuches? Weshalb kamen Sie ausgerechnet zu mir?«

»Der Zweck meiner Zeitreise ist das gegenwärtige Gespräch. Der Besuch fand auf Ihren ausdrücklichen Wunsch statt.«

Ich war sprachlos. Wieso sollte der Besuch auf meinen ausdrücklichen Wunsch hin stattfinden? Ich hatte bis vor wenigen Minuten nichts von der Existenz BIOCOs geahnt.

»BIOCO!« Meine Stimme war laut, fast hätte ich vor Erregung geschrien. »Würdest du mir das mit dem ausdrücklichen Wunsch bitte erklären?« Nun duzte ich ihn auch noch. »Ehe ich durchdrehe ...«

Seine Stimme beruhigte mich wieder. Sie war angenehm gleichmäßig und, wie mir schien, ein wenig heiser.

»Als Sie im Jahr 1976 Ihr Buch GRUNDÜBEL DER MENSCHHEIT herausbrachten, schufen Sie die Entstehungsidee für meine Existenz. Ich bin BIOCO. In Ihrem Werk äußerten Sie den Wunsch, daß Zeitreise einst möglich würde, damit Sie erführen, welche Ihrer Thesen sich bewahrheiteten. Nun ist die Zeitreise eine Realität geworden, und deshalb bin ich gekommen.«

Das Lachen erleichterte mich. Da mußte ich also in sechs Jahren ein Buch schreiben und einen Computer namens BIOCO erfinden, den es heute noch gar nicht gab, und obendrein wünschen, daß mich dieses Phantasieprodukt einst besuchen würde. *Einst!*

»Hör zu, BIOCO«, sagte ich zu dem schwarz-silbernen Schachbrettmuster, »habe ich Dummkopf in

diesem verdammten Buch, das ich mal schreiben werde, nicht noch gewünscht, daß du mir eine Flasche Champagner, etwas Schinken und einige Zigaretten mitbringst?«

»Ein solcher Wunsch ist nicht gespeichert. Die Analyse Ihres Werkes unter Berücksichtigung aller Komponenten ergibt eine zulässige Energiehöchstform von elf hoch sechsundzwanzig Erg. Das bedeutet, daß wir Ihnen in fünfundzwanzig Tagen Champagner, Schinken und Zigaretten per Transmitter in Ihre Zeit bringen können, wobei allerdings die Möglichkeit besteht, daß ...«

Die Stimme brach abrupt ab.

Das schwarz-silberne Schachbrettmuster wich einem strahlenden Kranz von goldenen Ringen. In ihrer Mitte erschien die Zahl 41. Gleichzeitig ertönte eine fremdartige Sphärenmusik.

BIOCO meldete sich noch einmal, aber – wie mir schien – lag seine Stimme eine Tonlage höher.

»Mathematischer Sektor teilt mit: In fünfundzwanzig Tagen vor einundvierzig Jahren wurde der erste Gerichtskomputer vollamtlich in Betrieb genommen.«

Damit verschwand BIOCO.

So unverhofft, wie das Ding auf meinem Tisch entstanden war, so blitzartig war es wieder weg. Ich blickte noch einige Sekunden auf den leeren Tisch.

Hatte ich geträumt! War der Spuk vorbei? Aber dann begann ich nachzurechnen: in 25 Tagen vor 41 Jahren war der erste Gerichtskomputer ... BIOCO stammte aus dem Jahr 2030 ... weniger 41 Jahre ... das ergab 1989 ... plus 25 Tage ... heute war der 30. November ...

Die Erkenntnis traf mich wie ein Schlag.

Weihnachten!

Mit Sicherheit bekam ich dann zumindest Schinken und Zigaretten ins Gefängnis.

Aber wichtiger war: Ab Weihnachten 1989 würde es Gerichtskomputer geben. Das Trauerspiel unserer heutigen Justiz hatte damit ein Ende.

In sechs Jahren würde ich das Buch schreiben und mir damit selbst das größte Weihnachtsgeschenk machen.

Wenn auch erst in neunzehn Jahren ...

CLARK DARLTON

Die Elefantenplage

(Nach einer Idee von W. Kumming und G. Klüpfel)

Seit siebzehn Jahren arbeitete ich in der Hauptverwaltung der irdischen Raum-Kolonialbehörde. Es war eine gute Stellung, und ich hätte mit niemandem getauscht, wenn man mich nicht dazu gezwungen hätte. Aber auf den Gedanken kam mein oberster Vorgesetzter zum Glück nicht, so daß alle Aussichten bestanden, daß ich hier in meinem Büro bis zur Pensionierung arbeiten würde.

Jeden Morgen um acht Uhr weckte mich meine Frau, wir frühstückten zusammen mit den Kindern, und dann holte mich der Gleiter der Behörde ab und brachte mich ins Büro. Die Wochenenden verbrachten wir meist am Meer, wo wir ein Stück Strand gekauft hatten. Obwohl ich täglich Berichte über diese oder jene mehr oder weniger besiedelten Planeten durchzuarbeiten hatte, gab es für mich nur eine einzige Welt, die ich liebte und niemals freiwillig verlassen würde: die Erde!

Bevor ich Ihnen die etwas merkwürdige Geschichte, die niederzuschreiben ich mich nun doch entschlossen habe, berichte, muß ich ein Geständnis machen. Ich habe bereits erwähnt, daß ich die Akten bearbeite, also die seitenlangen Berichte irgendwelcher Siedler auf irgendeinem Planeten, von dem noch nie ein Mensch etwas hörte. Nun lesen Sie mal täglich ein paar Dutzend solcher Berichte durch! Ich habe immer gedacht, *wir* wären Bürokraten und trockene Natu-

ren, aber die Siedlerberichte belehrten mich eines Besseren. Da beschreiben sie seitenlang, wie man einen Urwald rodet, den Boden umwühlt und schließlich die Saat unter die Erde bringt. Schlimmer noch ist es mit der Ernte, falls diese erfolgreich sein sollte, was nicht immer der Fall ist. Dann beweihträuchern sie sich selbst, loben ihre eigenen Fähigkeiten über den grünen Klee und erwarten selbstverständlich ein Lob der obersten Kolonialverwaltung. Da mit so einem Lob auch eine Anerkennungsprämie verbunden ist, müssen derartig optimistische Berichte auf ihren Wahrheitsgehalt nachgeprüft werden.

Genau das aber geschieht auch mit jenen Berichten, die Mißerfolge verkünden. Hier gibt es keine Anerkennungsprämie, dafür jedoch eine manchmal noch höher bemessene Geldsumme als Entwicklungshilfe.

Ich hatte es mir nun angewöhnt, lediglich den Schlußkommentar eines Berichts zu lesen, um Zeit zu sparen. Dann wußte ich, was los war, ohne die langatmigen Schilderungen in mich aufnehmen zu müssen. Ich ordnete die Berichte nach Plus und Minus, um sie an die zuständigen Sachbearbeiter weiterzuleiten. Damit war der Fall für mich erledigt.

Wie gesagt: das machte ich nun bereits seit siebzehn Jahren, und in meinem Kopf schwirrten soviel Daten über unbekannte und bekannte Planeten herum, daß ich sie wirklich nicht mehr unterscheiden konnte. Das war, nebenbei bemerkt, auch nicht meine Aufgabe. Dafür gab es spezielle Erkennungsabteilungen, die Kolonial-Analytik, den Ertrags- und Rentabilitätscomputer, die Verbindungsstelle zur Raumflotte – und meinen Vorgesetzten.

Der sollte eigentlich alles wissen und von jeder

Einzelheit unterrichtet sein, aber offensichtlich war das auch nicht der Fall, wie die kommenden Ereignisse beweisen sollten.

Die Mühle der Bürokratie zermahlte eben die wichtigen Kleinigkeiten oft zu einem undefinierbaren Staub, mit dem niemand mehr etwas anzufangen wußte – oder übersah sie einfach.

Letzteres war wohl bei mir der Fall.

An diesem Vormittag wurde ich zum Chef bestellt. Das kam nicht sehr oft vor, und manchmal bekam ich ihn wochenlang nicht zu Gesicht. Privat bestanden zwischen ihm und mir keinerlei Kontakte, und wenn wir uns sahen, dann meist über die Visiphonverbindung. Daß ich ihn in seinem Büro aufsuchte, war in den vergangenen siebzehn Jahren vielleicht knapp zehnmal geschehen.

In Eile durchfurchte ich mein Gedächtnis, aber ich konnte beim besten Willen kein Versäumnis, keinen Fehler finden, den ich vielleicht begangen hätte. Der Jahresurlaub lag gerade hinter mir, also konnte er mir auch nicht schonend mitzuteilen versuchen, daß ich ihn aus personellen Gründen verschieben müsse. Etwas Gutes hingegen konnte eine Bestellung zum Chef niemals bedeuten.

Mit ziemlich gemischten Gefühlen verließ ich mein Büro und steuerte auf den Antigravlift zu, der mich zum obersten Stockwerk brachte. Hier residierte der Chef der Kolonialverwaltung mit seinen engsten Vertrauten und diversen Sekretärinnen, von denen man behauptete, daß ihre attraktive Erscheinung mit ihrem wirklichen Können konform ginge.

Eine dieser Schönen empfing mich im Vorzimmer. Sie musterte mich von oben bis unten, wobei ihre

Abneigung gegen einen typischen Bürohocker deutlich spürbar wurde.

»Wenn Sie zum Chef wollen – der ist beschäftigt.«

»Ich bin bestellt«, sagte ich eingeschüchtert. »Clay Winston ...«

»Winston?« Sie blätterte in ihren Notizen. »Ja, richtig. Der Chef erwartet Sie. Dort die Tür.«

Ihr Hinweis war überflüssig, weil ich die Tür bereits kannte. Dahinter lag keineswegs das Zimmer des Chefs, sondern das der Privatsekretärin. Selbst heute, im dreiundzwanzigsten Jahrhundert, ließ sich niemand, der Geld genug hatte, die Privatsekretärin durch einen Androiden ersetzen.

Dieselbe Zeremonie also noch einmal:

»Wenn Sie zum Chef wollen – der ist beschäftigt.«

»Ich bin bestellt.«

Die Superblondine warf mir einen erstaunten Blick zu.

»Winston?« erkundigte sie sich enttäuscht. »Clay Winston?«

Ich nickte.

»Der bin ich. Kann ich jetzt ...?«

Sie nickte gnädig.

»Sie können. Der Chef erwartet Sie schon.«

Endlich hatte ich alle Hürden genommen, obwohl ich im Grunde gar keinen Wert darauf legte. Mir wäre lieber gewesen, ich hätte den Bescheid erhalten, der Chef sei plötzlich verreist oder hätte eine dringende Besprechung. Auf der anderen Seite plagte mich die Neugier, was er von mir wollte.

Er saß hinter seinem halbrunden Tisch in guter Deckung, denn die Kommunikationsgeräte nahmen den meisten Platz ein. Trotzdem erkannte ich sein

energisches und relativ junges Gesicht. Als er mich sah, blinkten seine Augen richtig freudig auf, was ich absolut nicht verstand. Ich hatte weder ein gutes noch ein besonders schlechtes Gewissen.

»Setzen Sie sich, Winston!« rief er mir zu und deutete auf einen Sessel. »Bin gleich bei Ihnen.«

Ich nahm Platz. Jetzt konnte ich ihn nicht mehr sehen, aber dafür hörte ich, wie er verschiedene Anweisungen gab, darunter auch die an seine Vorzimmerdamen, er wünsche in der nächsten halben Stunde nicht gestört zu werden.

Meine Spannung stieg.

Endlich war er fertig, stand auf und kam zu mir. Er legte eine Akte vor sich auf den Tisch und sah mich an.

»Sie sind glücklich verheiratet?« erkundigte er sich ohne jede Vorbereitung.

Überrumpelt nickte ich.

»O ja, Sir, sehr glücklich.«

»Ausgezeichnet, dann wird Ihnen eine längere Trennung kaum schaden. Wissen Sie, eine Trennung frischt die Ehe auf, läßt sie neu beginnen und zeigt überhaupt erst, was man an seinem Partner hat. Sie sind siebzehn Jahre bei uns in der Verwaltung, da wird es höchste Zeit, daß Sie mal Planetenluft schnuppern.«

Als ob ich geahnt hätte, daß heute mein Unglückstag war!

»Sir, ich weiß nicht ...«

»Wie Sie mir danken sollen?« Er lachte jovial und entwaffnend. »Aber, ich bitte Sie, Winston! Für einen so verdienten Beamten wie Sie muß doch auch mal ein Sonderauftrag abfallen. Überlegen Sie nur: eine Reise zu einem fernen Planeten! Alle Spesen trägt die

Kolonialverwaltung, Sie werden mit allen Vollmachten ausgestattet – und erhalten außerdem noch eine beachtliche Geldprämie und werden befördert. Ist das nichts?«

Das war allerdings etwas! Trotzdem ...

»Meine Frau, Sir ... die lange Trennung ... ich weiß nicht ...«

Der Chef beugte sich vor.

»Die Verbindungen sind heute sehr schnell, wie Sie selbst wissen, nur klappt es oft mit der Nachrichtenübermittlung nicht so, wie es notwendig wäre. Energie- und Magnetfelder stören den Funkverkehr, auch wenn er überlichtschnell ist. Deswegen brauche ich Sie ja, Winston. Auf die Siedler ist da kein Verlaß. Beklagen sich, daß Elefanten und Mäuse ihre Ernte nun das zweite Mal vernichtet haben und beantragen eine horrend Summe als Entwicklungshilfe! Unerhört!«

»Elefanten?« stotterte ich. »Mäuse?«

Er nickte.

»Müssen nicht unbedingt genauso aussehen, das wissen Sie ja. Eingeborene Tiere werden nach ihrem irdischen Aussehen bezeichnet, um Irrtümer zu vermeiden und großartige Beschreibungen überflüssig zu machen. Es handelt sich um den Planeten ›Donald‹, der aus dem gleichen Grund so getauft wurde, weil die intelligentesten Eingeborenen dort irdischen Enten gleichen. Sehr hilfsbereite Burschen – und vor allen Dingen friedlich. So, nun wissen Sie wenigstens, wohin die Reise geht.«

Donald!

Ich konnte mich an einige Berichte erinnern, die allerdings recht unvollständig schienen. Zwischen dem System Donald und der Erde gab es ständig

schwankende Energiefelder, die den Funkverkehr oft wochenlang unterbrachen. Trotzdem kamen einige Meldungen durch.

Stimmt, die Leute schienen Ärger und Sorgen zu haben, aber was hatte ich damit zu tun? Ich hatte den Bericht ordnungsgemäß weitergeleitet und damit meine Pflicht erfüllt.

Und nun das!

»Siebenunddreißig Lichtjahre!« stöhnte ich.

Der Chef nahm eine Flasche aus dem Fach hinter seinem Sessel, dazu zwei Gläser. Das tat er nur dann, wenn jemand eingestellt oder pensioniert wurde. Ich kam mir vor wie bei der Henkersmahlzeit.

»Keine Entfernung, mein Lieber, ein Katzensprung sozusagen. Das schaffen unsere Schiffe in zwei Wochen, wenn nichts dazwischenkommt.« Er schenkte sich und mir ein. »Trinken wir auf einen Erfolg Ihrer Mission. Wenn wir den Brüdern auf Donald einen Betrug nachweisen können, sparen wir Millionen.« Er schüttelte den Kopf. »Elefanten und Mäuse!«

Während mich später das Lufttaxi nach Hause brachte, überlegte ich, wie ich meiner Frau die Neuigkeit beibringen sollte, während ich mich bewußt schon an den Gedanken zu gewöhnen begann, mal aus meinem Büro herauszukommen. Immerhin war man wer, wenn man als Sonderbeauftragter der Raum-Kolonialbehörde zu einem Siedlerplaneten geschickt wurde. »Ausgestattet mit allen Vollmachten«, hatte der Chef gesagt. Das bedeutete, daß die Zukunft der Siedler von meinem Bericht abhing. Das bedeutete ferner, daß sie alles tun mußten, um meine Gunst zu erringen. Für einige Wochen würde ich der ungekrönte König einer Welt sein.

So betrachtet, begann mir die Geschichte zu gefallen.

Miranda fiel aus allen Wolken und begann zu weinen. Die Kinder waren nicht da, sondern hockten wahrscheinlich mit Freunden vor dem 3-D-Empfänger und ließen sich berieseln. Ich versuchte, ihr die Vorzüge klarzumachen und benahm mich eigentlich genauso, wie wenige Stunden zuvor der Chef mir gegenüber.

»Liebe Miranda, es dauert ja nur ein paar Wochen, und vergiß nicht die Vorteile, die wir davon haben. Beförderung, Sonderprämien, mehr Gehalt, und ...«, meine Stimme wurde eindringlicher, fast beschwörend, »... mehr Urlaub für uns beide!«

»Urlaub!« Sie begann wieder zu heulen, diesmal wirklich herzerweichend. »Was haben wir von dem Urlaub, wenn man uns trennt? Ich liebe dich doch so ...«

»Nun hör mal gut zu!« Ich begann, die Geduld zu verlieren. Es ist schrecklich schwer, Frauen mit Logik zu überzeugen. »Siebzehn Jahre lang hat man darauf Rücksicht genommen, daß wir immer zusammenbleiben wollen, aber nun geht es nicht länger. Ich muß diesen Auftrag annehmen, oder sie werfen mich raus! Hast du das begriffen?

Man kann nicht immer dieselben Leute schicken, und wir haben nicht nur Junggesellen in der Verwaltung. Um es kurz zu machen: ich habe keine andere Wahl.« Ich schloß die Augen, denn ich wußte, was nun kam. »Im übrigen habe ich bereits zugesagt.«

Der erwartete Zusammenbruch blieb aus. Miranda starrte mich nur aus tränengeröteten Augen an, als

sei ich ein Geist. Dann nickte sie gefaßt und sagte:

»So, hast du das? Dann muß ich mich wohl damit abfinden. Wann reist du?«

Das war mir nun auch wieder nicht recht. Ich hatte zumindest erwartet, daß sie mir um den Hals fiel und sich an meiner Brust ausweinte, statt dessen tat sie auf einmal so, als sei sie froh, mich für einige Zeit loszuwerden.

Da stimmte doch etwas nicht ...!

»In zwei Wochen. Wir haben also noch Zeit, Abschied zu nehmen. Und nun wollen wir von etwas anderem reden, Liebling ...«

Wir redeten wirklich von etwas anderem.

Ich mußte ihr erklären, wo sie die Sonne des Planeten Donald nachts am Himmel stehen sehen konnte.

Als der Patrouillenkreuzer der Kolonialbehörde vier Wochen später auf Donald landete, hatte ich mich bereits an meine Rolle gewöhnt – ein wenig zu sehr, wie mir viel zu spät bewußt wurde. Das Gefühl, über das weitere Schicksal einiger zehntausend Siedler entscheiden zu können, nährte eine tief in meinem Unterbewußtsein verankerte Charaktereigenschaft, die jeder Mensch besitzt. Sie zeigt sich gewöhnlich bei kleinen Angestellten oder Beamten, denen es obliegt, ihre Mitmenschen in dieser oder jener Hinsicht zu kontrollieren und zu entscheiden, ob sie ins nächste Zimmer dürfen oder nicht.

Drei feierlich gekleidete Vertreter der Regierung nahmen mich in Empfang. Sie kümmerten sich um mein Gepäck, ordneten die Entladung des Schiffes an, das Lebensmittel und sonstige Güter für sie brachte,

und geleiteten mich dann zur Einwandererzentrale. Natürlich war das nur eine Formsache, aber sie wollten mir wohl zeigen, daß auf Donald alles in Ordnung sei und es keine illegalen Handlungen gab.

»Sie werden sich nach Ruhe und einem Bad sehnen«, sagte der eine der Regierungsvertreter. »Wir haben ein Zimmer für Sie vorbereiten lassen, im besten Hotel der Stadt. Gleich gegenüber ist die Kolonialverwaltung. Sie haben also nicht weit ...«

»Danke«, sagte ich zurückhaltend. »Wir werden morgen mit der Arbeit beginnen.« Man mußte sich gleich den nötigen Respekt verschaffen, dachte ich, sonst wickeln sie dich ein. Nur keine Schwäche zeigen. »Bringen Sie mich ins Hotel und sorgen Sie dafür, daß ich morgen rechtzeitig abgeholt werde.«

Sie wechselten Blicke, das sah ich deutlich. Sie mußten vermuten, daß ich ein harter und unbestechlicher Beamter war. Und genau das sollten sie auch.

»Sir, für heute abend ist ein kleiner Empfang beim Regierungschef vorbereitet, zu Ihren Ehren. Wir hoffen, daß Sie erscheinen.«

»Heute abend?« Ich zögerte absichtlich. »Eigentlich wollte ich noch die Akten durchsehen, um morgen in aller Frische Ihre Beschwerde prüfen zu können. Nun ja, wenn Sie unbedingt meinen ...«

Ihre Erleichterung war unverkennbar.

Meine auch.

Ich war die wichtigste Persönlichkeit von Donald geworden.

Der Empfang verlief etwa so, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Ich machte einen großartigen Eindruck – wenigstens nahm ich das in meiner Unerfahrenheit

an. Die Siedler, ob sie nun der Regierung angehörten oder nicht, waren einfache und naturverbundene Menschen, die kein Blatt vor den Mund nahmen. Sie respektierten allerdings meinen Wunsch, heute nicht über Geschäfte zu reden.

Zu meinem Erstaunen hatten die Herren ihre Damen mitgebracht, und ich begann mich darüber zu wundern, wie diese oft sehr hübschen Frauen auf den Gedanken gekommen waren, die zivilisierte und bequeme Erde zu verlassen, um das Leben dort mit dem Schicksal hier zu vertauschen.

Miranda war fern, also flirtete ich, so gut ich es verstand. Sie gingen auch alle darauf ein, als hätten sie sich verabredet, mir jeden Gefallen zu erweisen. Oder lag es nur daran, daß es von meinem Bericht abhing, ob sie ihren Zuschuß erhielten oder nicht?

Einer der Diplomaten nahm mich beiseite.

»Sie müssen das nicht so ernst nehmen«, meinte er wohlwollend. »Unsere Frauen sehen selten einen fremden Menschen, und da sie von Natur aus neugierig sind, nutzen sie eine solche Gelegenheit. Wenn sie Ihnen lästig fallen sollten, brauchen Sie es nur zu sagen ...«

»Was fällt Ihnen ein?« fuhr ich den Unglücklichen an. »Sie sind unverschämt, und ich werde mich beim Regierungschef beschweren, wenn Sie mich nicht sofort in Ruhe lassen.«

Zuerst betrachtete er mich verwundert, dann zog er sich zurück. Später sah ich ihn mit anderen Siedlern zusammenstehen und heftig diskutieren. Sie warfen mir verstohlene Blicke zu. Ja, reden mußte man mit den Kerlen, damit sie gleich wußten, mit wem sie es zu tun hatten ...

Sylvia war die Tochter eines reichen und einflußreichen Farmers, der mit seiner Familie die Ferien in der Stadt verbrachte. Sie gefiel mir besonders gut, und sie merkte das wohl. Jedenfalls zog ich ihre Gesellschaft jener der anderen Damen vor, und schließlich standen wir draußen auf dem Balkon, der zum Park hinausführte.

Donald besaß ein günstiges subtropisches Klima. Hier wuchs so ziemlich alles, was man in den Boden pflanzte; um so weniger verstand ich die angebliche Not der Siedler. Außerdem wirkte der Empfang am heutigen Abend nicht gerade ärmlich. Ich beschloß, ein wenig vorzutasten, ohne direkt Neugierde zu zeigen.

»Ein herrlich warmer Abend, Miß Sylvia, fast wie auf der Erde.« Ich legte den Arm leicht um ihre Schulter. »Kennen Sie die Erde?«

»Nein, leider nicht. Ich wurde auf Donald geboren.«

»Oh, wie gern würde ich Ihnen die Erde zeigen«, schwärmte ich, dachte aber dann erschrocken an Miranda. Die würde der Schlag treffen, wenn ich mit dieser knospenfrischen Schönheit bei ihr aufkreuzte und behaupten würde, lediglich im Auftrag der Behörde Entwicklungshilfe zu betreiben. »Leider ist das ja ganz unmöglich. Ihre Eltern würden Sie niemals fortlassen.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Warum denn nicht? Wenn ich sie darum bitten würde, hätten sie kaum etwas dagegen einzuwenden. Sie würden es schon gestatten, um Ihnen gefällig zu sein Sir.«

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Das un-

schuldige Mädchen hatte mit ihren Worten mehr gesagt, als sie eigentlich hätte sagen dürfen.

Bestechung also planten sie! Sie wollten zuerst einmal herausfinden, auf welchem Gebiet ich bestechlich war. Und welcher Mann würde einer so reizenden Versuchung wie Sylvia widerstehen können?

Außer mir keiner!

Wenigstens nahm ich mir das ernsthaft vor.

»Zuerst muß ich meine Arbeit erledigen«, wich ich aus. »Dann nehme ich Sie gern mit, wenn Ihre Eltern es wünschen.«

Sie hatte die versteckte Abfuhr bemerkt und wurde merklich kühler.

»Mir ist kalt. Gehen wir zurück zu den anderen.«

Ich hatte plötzlich das Gefühl, mich nicht sehr diplomatisch benommen zu haben. Vielleicht war das ein Fehler gewesen, vielleicht aber auch nicht. Sie wußten nun, daß ich unbestechlich war.

Sylvia kam auf das Thema nicht mehr zurück und verließ mich bald darauf. Immerhin gab sie mir das Versprechen, mich bei Gelegenheit im Büro aufzusuchen.

Ein etwas derber Typ – er war bestimmt kein Diplomat – fing mich an der improvisierten Hausbar ab.

»Hören Sie, Inspektor, trinken wir einen?«

Ich betrachtete ihn von oben bis unten, dann fiel mir ein, daß er vielleicht dumm genug sein könnte, mir einige Auskünfte zu geben. Gnädig nickte ich.

»Gern. Übrigens bin ich Oberinspektor.«

»Oh, Verzeihung. Macht ja nichts, oder ...?«

Es machte eine ganze Menge, aber das brauchte er nicht zu wissen. Gehalt, Urlaub, Pension, Ansehen, Einfluß ...

»Oberinspektor!« sagte ich bestimmt.

Er nickte und schob mir zwei Gläser zu, während er sich eine Flasche aus dem Regal angelte. Es war echter Bourbon, wie ich feststellen konnte.

»Meinetwegen, Oberinspektor. Ich bin Brodak, und mir gehört das meiste Land vor den Bergen am Fluß. Sie haben mich damals in die Stadtverwaltung gewählt, darum bin ich hier. Ich wäre lieber auf der Farm und paßte auf, daß die Mäuse mir nicht die Felder verwüsten.«

Der Bourbon war ausgezeichnet.

»Na, Sie übertreiben wohl«, wehrte ich ab. »Die Elefanten werden wohl schlimmer sein.«

Er schüttelte den Kopf.

»Nein, das sind sie nicht. Eigentlich mag ich sie sogar ein wenig, obwohl sie lästig sein können. Die Mäuse sind schlimmer.«

»Wahrscheinlich deshalb«, vermutete ich, »weil sie in Scharen auftreten.«

Er schenkte nach.

»Nein, das tun sie eigentlich selten. Meist nur in kleineren Rudeln.« Er trank. »Herrliches Gesöff!«

Rudeln ...?

»Aber sonst scheint es Ihnen hier allen recht gut zu gehen«, sagte ich jovial. »Ich verstehe nicht, wozu Sie eine Entwicklungshilfe benötigen. Donald scheint das Paradies zu sein.«

Er sah mich merkwürdig an, fast ein wenig erschrocken, wie mir schien. Dazu hatte er auch allen Grund. Statt mir etwas vorzujammern, hing er mit mir an der Theke und trank.

»Sie irren, Oberinspektor. Donald wird bald die Hölle sein, wenn uns nicht geholfen wird. Es wird

von Ihnen abhängen, ob wir alle zugrunde gehen oder eine blühende Kolonie aufbauen. Von Ihnen allein!«

Er leerte abermals sein Glas und schenkte nach. Ganz nüchtern war er auch nicht mehr, aber es war auch mir unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich verschob das auf morgen.

»Prost!« sagte ich nur noch, und das war so ziemlich das letzte, an das ich mich erinnern kann.

Als ich aufwachte, lag ich in meinem Hotelzimmer.

Mein erster offizieller Dienstag begann mittags.

Den Boten, der mich abholen wollte, schickte ich wieder weg. Mein Schädel brummte wie ein Bienenschwarm. Entweder war der Bourbon schlecht gewesen, oder ich hatte zuviel davon getrunken. Auch hatte ich keine Ahnung mehr davon, was am Abend noch passiert war. Vielleicht war Brodak so nett gewesen, mich ins Bett zu bringen.

Brodak!

Ich begann mich zu wundern, daß ich mich noch an den Namen erinnerte. Er mußte einen gewissen Eindruck auf mich gemacht haben, der Farmer und Pseudodiplomat.

Und Sylvia?

Immerhin, ihren Namen kannte ich auch noch!

Ich frühstückte, packte meine Akten zusammen, verschloß das Hotelzimmer und stand dann auf der Straße.

Es war die Hauptstadt von Donald, und sie hieß ebenfalls Donald. Außerdem war sie die einzige Stadt auf Donald. Eine derartige Namensgebung vereinfachte die Bürokratie.

Es gab nur wenig Verkehr. Einige Elektroautos zuckelten über die gegossene Betonfläche, Fußgänger schlenderten an den Geschäften vorbei, als hätten sie nichts zu tun, Kinder spielten und zwangen die wenigen Autofahrer zu erheblichen Umwegen, ein Polizist stand mitten auf der Kreuzung und schien zu schlafen.

Bei so einem laschen Betrieb, überlegte ich, *müssen* die ja um Entwicklungshilfe ansuchen, wenn sie nicht verhungern wollten! Bei uns auf der Erde wurde gearbeitet, hier schien man nur zu faulenzten. Na, denen wollte ich es schon zeigen!

Ich überquerte die Straße und betrat das gegenüberliegende Verwaltungsgebäude. Der Portier ließ mich passieren, machte sich aber nicht die Mühe, mir den Weg zu zeigen. Man war nicht mehr so freundlich wie gestern.

Komisch, nicht wahr?

Nach einiger Fragerie – es lungerten genug Leute in den Gängen herum – fand ich mein Büro. Man hatte mir gestern schon erklärt, mir stünde für die Dauer meines Aufenthalts auf Donald ein Raum im Verwaltungsgebäude zur Verfügung. Von hier aus konnte ich meine Untersuchungen leiten, mir mein Urteil bilden und den Bericht abfassen.

Eigentlich war es nur ein Zimmer, mehr nicht. Ich vermißte die Nachrichtengeräte, Visiphone, Bildschirme und Kleincomputer. Ich sah nur einen kahlen Tisch, ein gewöhnliches Telephon, zwei Sessel und einen leeren Aktenschrank. Das war alles.

Na, die sollten sich wundern!

Ich warf die Aktentasche wütend auf den Tisch, setzte mich hinter den Schreibtisch und nahm den

Hörer des Telephons ab. Es tutete, also war wenigstens die Leitung nicht tot. Dann meldete sich eine Stimme.

»Sie wünschen, Sir?«

»Wer ist für den Laden hier verantwortlich? Ich meine, an wen muß ich mich wenden, wenn ich eine vernünftige Auskunft erhalten möchte? Wer ist der Boß?«

»Sind Sie der Mann von der Erde?«

»Ja, ich bin Oberinspektor Winston von der Raum-Kolonialbehörde! Es wird höchste Zeit, daß Sie das endlich mal begreifen! Nun, was ist?«

»Vielleicht wäre Glück jetzt angebracht.«

Ich glaubte, mich verhört zu haben.

»Wer, bitte?« fauchte ich in die Muschel.

»Glück, der Verbindungsmann der Eingeborenen. Er spricht tadellos unsere Sprache.«

Ich wollte etwas zurückbrüllen, aber dann überlegte ich es mir rechtzeitig. Vielleicht war die Idee nicht einmal so schlecht, sich mit einem der Eingeborenen zu unterhalten. Da erfuhr ich wahrscheinlich mehr, als ich je von einem der Siedler erfahren konnte.

»Gut, schicken Sie diesen Glück zu mir.«

Klick!

Wie Enten sollten sie aussehen, so stand es in den Berichten. Außerdem würde der Planet nicht Donald heißen, wäre es nicht der Fall. Einer halbintelligenten Ente war ich auch noch nie begegnet.

Es klopfte, kaum daß ich meine Akten geordnet und in den Schrank geräumt hatte, damit überhaupt etwas darin war. Ich setzte mich in Positur, denn

schließlich mußte ich für den Donald – so wurden die Eingeborenen in den Berichten genannt, wie sonst? – als würdiger Vertreter des mächtigen Planeten Erde gelten.

»Herein!«

Es war tatsächlich eine Ente, wenn auch größer als jene, die ich in Erinnerung hatte. Der Kopf, der typische Schnabel, ein kurzer Hals und der plumpe Körper, von zwei riesigen Plattfüßen getragen, hinten der breitfächrige Schwanz und zu meiner Überraschung noch eine Art Bekleidungsstück, das ihnen unter Garantie die Siedler eingeredet hatten. Es sah aus wie ein Tuch, das sie sich um den Bauch wickelten.

»Guten Tag, mein Herr«, sagte Gluck etwas glucksend. Wahrscheinlich rührte daher auch sein spezieller Name. »Ich bin Gluck.«

»Guten Tag«, erwiderte ich. »Bitte, nehmen Sie Platz. Mein Name ist Clay Winston, und ich bin ...«

»Das weiß ich alles«, unterbrach mich der Enterich höflich. »Wir sind darüber informiert, daß Sie von der Erde kommen, um sich der Sorgen Ihrer Siedler anzunehmen. Wir stehen Ihnen gern zur Verfügung, wenn Sie das für richtig halten. Entschuldigen Sie übrigens, daß ich stehen bleibe. Menschliche Stühle sind furchtbar unbequem für uns.«

Dafür hatte ich durchaus Verständnis. Aber dessen ungeachtet wollte ich die Gelegenheit nutzen, dem Donald einige Dinge zu entlocken, die ich von Siedlern vielleicht nie erfahren würde. Es wunderte mich ohnehin, daß ich zuerst mit der Ente sprechen durfte.

»Die Siedler klagen in ihren Berichten über Schädlinge, die bisher alle Ernten zum größten Teil vernichteten. Es handelt sich um Elefanten und Mäuse –

eine groteske Vorstellung. Gegen beides gibt es Mittel. Was meinen Sie?«

Gluck gluckerte in sich hinein, aber ich empfand es nicht als ein Gelächter, sondern mehr als hörbaren Ausdruck seines Nachdenkens. Dann sagte er:

»Die Xrixtels und die Brikstels, ja, ja!«

Ich stierte ihn an.

»Was war das?«

Gluck schnatterte und gluckste. Diesmal offensichtlich voller Vergnügen.

»Das sind die Bezeichnungen, die *wir* für die Tiere haben. Die Siedler nennen sie anders. In der Tat, man kann sie eine Plage nennen, obwohl sie *uns* keinen Schaden zufügen. Wir säen nicht, wir ernten nur. Die Xrixtels und Brikstels ernten mit. Es ist genug da.«

Ich sah ein, daß ich so nicht weiterkam. Wenn die Donalds nichts gegen die Mäuse und Elefanten hatten, war auch kaum mit ihrer Unterstützung zu rechnen. Sie mußten die Tiere im Gegenteil als ihre Bundesgenossen betrachten, die mit dafür sorgten, daß die Fremden eines Tages vielleicht wieder verschwanden.

Xrixtels und Brikstels also, Ausdrücke, die man sich merken mußte!

Als ich eine entscheidende Frage stellen wollte, klopfte es.

Es war ein Mann, den ich gestern schon auf dem Empfang gesehen hatte, aber ich konnte mich weder an seinen Rang noch an den Namen erinnern. Vielleicht war das schon nach meiner Begegnung mit Brodak gewesen.

Er kam auf mich zu, nachdem er Gluck einen mißbilligenden Blick zugeworfen hatte.

»Guten Tag, lieber Oberinspektor. Verzeihen Sie, wenn Sie schon am ersten Tag von einem Eingeborenen belästigt wurden ...«

»Keine Rede von Belästigung«, unterbrach ich ihn. »Gluck ist ein kluger, lieber Kerl, mit dem ich mich glänzend verstehe. Es war eine gute Idee, ihn gleich zu mir zu schicken. Waren Sie das?«

»Ja ... nein ...« Er nickte und schüttelte den Kopf. Daraus sollte ein vernünftiger Mensch schlau werden. Ich begann zu ahnen, daß er irgend etwas gegen mich hatte. Aber was? Ich hatte ihm nichts getan. »Es geschah mehr aus Versehen. Wir rechneten damit, daß Sie bereits in der Frühe zu arbeiten begännen, so kam Glucks Auftritt vorzeitig, bevor Sie mit meinen Mitarbeitern gesprochen haben.«

Ach so, das also war es! Kompetenzen und so.

Und der Mann vor mir schien der Chef zu sein. Der kam mir gerade recht!

»Ich beginne zu arbeiten, wann es mir paßt. Übrigens muß ich mir gestern abend den Magen verdorben haben. Mir wurde schlecht, und dann wachte ich im Hotel auf. Vielleicht vertrage ich die einheimische Kost nicht.«

Er wollte protestieren, besann sich aber dann anders. Er schickte Gluck aus dem Zimmer, ehe ich etwas dagegen tun konnte. Dann setzte er sich.

»Sie werden inzwischen einiges erfahren haben, nehme ich an. Warum sollen wir uns mit unnötigen Vorreden aufhalten? Heute nachmittag fahren wir hinaus aufs Land, dann zeige ich Ihnen die Verwüstungen, wie sie bei uns an der Tagesordnung sind. Natürlich könnten wir selbst etwas dagegen unternehmen, aber leider stehen die Mäuse unter Natur-

schutz. Es gibt nicht übermäßig viel von ihnen, aber sie sind lästig und furchtlos. Anders die Elefanten. Wir haben sie schon zu Tausenden getötet. Es werden immer mehr.«

»Seltsam«, murmelte ich verwundert.

Ich überlegte, welcher Trick wohl hinter diesen Angaben stecken konnte, damit die Siedler einen Zuschuß erhielten, aber ich kam nicht darauf. Wie auch immer, ich würde ihnen schon ein Schnippchen schlagen, der Kolonialbehörde einen Batzen Geld sparen, selbst eine Belohnung einheimsen – und die Kolonie Donald trotzdem vor dem Verfall retten.

»Dann ist es also so, daß die Mäuse nicht getötet werden dürfen?«

»So ist es!«

»Man müßte sie einfangen, wenn es nicht gerade zuviel sind. Einfangen und auf die große Insel bringen, die ich vor der Landung im Meer bemerkte. So weit können sie nicht schwimmen.«

Der Chef der Kolonialverwaltung nickte unsicher.

»Natürlich wäre das eine Möglichkeit ...«

»Es *ist* eine!« schnitt ich ihm das Wort ab. »Wegen eines so lächerlichen Problems rufen Sie die Raumbehörde der Erde an? Sie haben wohl gedacht, man schickte Ihnen gleich zehn Millionen Solares, um die letzte Mißernte zu sanieren? Geirrt, Freundchen! Sehr geirrt!«

»Mit Geld könnten wir immerhin ...«

»Der Fall ist so gut wie erledigt, mein Herr!« Ich warf einen Blick auf meine Akten, die ich nicht einmal durchgelesen hatte. »Sie können froh sein, wenn die Raumbehörde Ihnen nicht noch meine Reise und meine Arbeitszeit hier in Rechnung stellt. Mäuse und

Elefanten!« Ich lachte ihm ins Gesicht, daß er erschrocken zurückwich. »Ist ja wohl das Lächerlichste, was ich jemals hörte.« Ich sah ihn scharf an. »Noch was?«

Er stand auf und schüttelte den Kopf.

»Gut«, sagte ich. »Dann besorgen Sie mir einen Wagen. Ich möchte nach dem Essen der Familie von Sylvias Vater einen Besuch abstatten. Ich habe es dem Mädchen gestern versprochen. Wie heißen sie doch gleich ...?«

»Gormas«, klärte der Chef der Verwaltung mich auf und ging, ohne sich zu verabschieden.

Befriedigt lehnte ich mich zurück. Dem hatte ich es gegeben, und die arroganten, betrügerischen Burschen würden sich hüten, die Raumbehörde noch einmal um Entwicklungshilfe anzugeben. Zu Hause würde ich mich darum zu kümmern haben, wer auf die verrückte Idee gekommen war, die Mäuse hier unter Naturschutz zu stellen. Bei den Elefanten hätte ich es ja vielleicht noch verstanden, aber wenn es deren genug gab, konnte man sie abschießen.

Auf dem Weg zum Hotel traf ich Glück.

Ich bat ihn, mich am Nachmittag zu begleiten.

Das, was sie Straße nannten, war ein holpriger Feldweg.

Der Elektrokarren, ein uraltes Baujahr, quälte sich durch Schlaglöcher und Furchen. Mehrmals befürchtete ich, er würde umkippen, aber der Fahrer schien die Strecke zu kennen. Er schien allerdings auch das Auto und seine Gewohnheiten zu kennen.

Glück machte einen recht zufriedenen Eindruck. Er hatte mit mir gegessen. So etwas wie Rassenschranken gab es auf Donald nicht.

»Noch eine Stunde, dann sind wir da«, sagte er, während wir an weiten Feldern vorbeifuhren, die gerade frisch bebaut worden waren. Die ersten Halme lugten aus dem Boden. Von einer Verwüstung konnte ich nichts bemerken, obwohl ich am Rand des Ackers einige Mauselöcher sah. Genau wie bei uns.

»Das sind die Brikstels«, erklärte Gluck, als er meinen forschenden Blick registrierte. »Sie nagen die jungen Halme ab.«

Brikstels – das waren also die Mäuse. Ich mußte es mir merken. Dann mußten demnach die Xrixtels die in riesigen Mengen auftretenden Elefanten sein, die alles das zerstörten, was die Brikstels übrigließen.

»Dort drüben!« unterbrach Gluck meine Gedanken.

Die Farm lag idyllisch auf einer flachen Anhöhe, von einem niedrigen Buschwald umgeben. Die Felder lagen in der Ebene, wo sie von einem breiten Fluß bewässert wurden.

Diese Felder allerdings sahen anders aus.

Schon aus der Ferne konnte ich erkennen, daß eine Elefantenherde sie verwüstet haben mußte. Es sah so aus, als hätten Granaten wochenlang eingeschlagen und den Acker regelrecht zerpflegt. Auf den ersten Blick war einzusehen, daß hier energisch etwas unternommen werden mußte. Den Siedlern fehlten Gewehre, ganz normale, großkalibrige Gewehre, das war doch klar! Damit ließen sich die Elefanten dezimieren.

Und was die naturgeschützten Mäuse anging – da hatte ich auch bereits die Lösung in der Tasche.

Das Ganze würde die Raum-Kolonialbehörde einige tausend Solares kosten, aber keine ... zig Millionen.

Die Familie Gormas hieß mich herzlich willkommen, auch Gluck wurde freundlich und ohne Vorbe-

halt begrüßt. Obwohl ich mich nicht angemeldet hatte, schien man auf meinen Besuch vorbereitet gewesen zu sein. Vielleicht hatte der Kerl aus dem Büro angerufen.

»Ramdalis? Kann sein, daß er das veranlaßte.« Vater Gormas stand mit mir auf dem Balkon, von wo aus man einen herrlichen Blick auf die Umgebung genoß. »Hat er Ihnen von unseren Schwierigkeiten berichtet?«

»Ich konnte mich selbst davon überzeugen, Mr. Gormas, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich Ihnen helfen werde. Wissen Sie, ob ich von hier aus die Erde erreichen kann, ohne auf das nächste Schiff warten zu müssen?«

»Sie meinen mit Funk?« Ich nickte. »Ja, das ist so eine Sache. Schlechte Verbindung, wissen Sie. Unsere wichtigen Meldungen geben wir immer den Patrouillenschiffen oder Händlern mit, die gelegentlich hier landen. Wann werden Sie abgeholt?«

»In zwei Wochen. Der Kreuzer, der mich brachte, hat noch einen Auftrag zu erledigen. Auf dem Rückflug nimmt er mich mit.«

»Sie könnten ja in der Zwischenzeit versuchen, Funkkontakt mit Ihren Vorgesetzten auf der Erde zu erhalten, aber ich glaube nicht, daß Sie Glück haben. Warum so eilig?«

»Ich hätte die Hilfsmaßnahme einleiten können und wäre noch hier gewesen, um den Erfolg selbst mitzerleben. Schade.« Ich drehte mich um, als ich Schritte hinter mir hörte. »Hallo, Miß Sylvia.«

Sie lächelte kühl und lehnte sich gegen ihren Vater.

»Hallo, Mr. Winston. Haben Sie sich von dem gestrigen Abend wieder erholt?«

»Sylvia, du bist taktlos!« schimpfte ihr Vater und wandte sich dann an mich. »Junge Mädchen verstehen eben nicht, daß ein Mann ab und zu mal einen kräftigen Schluck benötigt. Außerdem war Brodak gerade der richtige Bursche, Sie dazu zu verführen. Er muß Sie dann auch nach Hause begleitet haben.«

Das Thema war mir peinlich. Ich wechselte es.

Wir sprachen von allen möglichen Dingen, während Gluck sich mit den Landarbeitern und sonstigen Angestellten unterhielt, die nebenan in einem gesonderten Haus wohnten. Sie waren ausnahmslos Eingeborene.

Nach dem Abendessen fuhr wir zurück nach Donald, nachdem mich die Gormas' eingeladen hatten, so oft zu ihnen zu kommen, wie ich Lust dazu verspürte.

Und Sylvia war für mich Grund genug, dieser Einladung auch Folge zu leisten.

Dadurch bekam ich noch mehr Ärger mit Ramdalis und seinem Stab.

Eine Woche lang lungerte ich vormittags im Büro herum, langweilte mich und versuchte, meinen Bericht fertigzustellen, Nachmittags begleitete mich Gluck hinaus zur Gormas-Farm.

Das Thema »Mäuse und Elefanten« war für mich erledigt.

Sylvia und ich verstanden uns nun besser, und Miranda war siebenunddreißig Lichtjahre entfernt. Nachts konnte ich die Sonne dicht über dem Horizont stehen sehen, ein gelber, kleiner Stern. Die Erde selbst blieb natürlich unsichtbar.

»Es gibt einige Männer, die es gar nicht gern haben,

wenn Sie so oft zu uns herauskommen«, sagte sie, als wir über die Wiesen gingen. »Ist Ihnen das egal?«

»Ziemlich. Warum eigentlich? Eifersüchtig?«

»Jeder will mich heiraten, weil Paps die größte Farm hat.«

»Oh, das also ist es!« Ich dachte nach. »Ramdalis wohl auch, nicht wahr? Er scheint mir in letzter Zeit besonders aufsässig zu sein. Ich schob das auf meine Andeutungen, daß es wohl mit der Entwicklungshilfe kaum etwas werden würde.«

Sie blieb stehen.

»Das wollen Sie wirklich veranlassen? Aber Clay, wir alle rechnen doch damit! Wir brauchen das Geld, um der Plage Herr zu werden. Ohne Geld ...«

»Sie bekommen die Mittel«, unterbrach ich sie. Das war kein Thema für Frauen. »Sehen Sie dort drüben – der Waldrand! Ist das nicht romantisch? Ich möchte ein Stück durch den Wald wandern.«

»Aber ich nicht. Ich habe Angst vor den Xrixrels.«

Nun ja, das konnte ich verstehen. Ohne eine Waffe hätte ich auch Angst vor den Elefanten gehabt. Ich mußte also ihr Argument anerkennen, obwohl ich ahnte, daß mehr als nur die Angst vor den Elefanten dahintersteckte. Überhaupt wurde ich das Gefühl nicht los, daß der alte Gormas mir seine Tochter nur deshalb so großzügig zur Verfügung stellte, weil er sich dadurch einen Vorteil erhoffte. Davon konnte Ramdalis jedoch nichts ahnen, sonst hätte er sich kaum so merkwürdig benommen.

Verdammt Kolonistenklüngel!

Zu Beginn der nächsten Woche besuchte ich Brodak, und es dauerte ganze drei Tage und Nächte, bis ich nach Donald zurückkehrte. Was in diesen drei

vollen Tagen geschah, weiß ich nicht mehr, jedenfalls war ich derart betrunken, daß ich schon weiße Mäuse sah, und die Biester sahen zudem auch noch wie Elefanten aus.

Ich war froh, mich im Hotel mal richtig ausschlafen zu können.

Dadurch verpaßte ich die Elefantenjagd, die für diesen Tag angesetzt worden war. Erst gegen Abend, als ich das Hotel verließ, um mich ein wenig umzusehen und frische Luft zu schnappen, begegnete ich einigen Kaufleuten und Siedlern, die ermüdet und total erschöpft in die Stadt zurückkehrten. Als ich sah, mit welchen Waffen sie den Schädlingen zu Leibe gerückt waren, begann ich alles zu begreifen.

Pistolen, Gewehre – beides kleinkalibrig und wahrscheinlich ohne jede sichtbare Wirkung –, Knüppel, Drahtnetze und – Himmel hilf! – Fliegenklatschen!

Mir blieb die Luft weg! Ohne auch nur eine Frage zu stellen, kehrte ich auf mein Zimmer zurück, sah den Bericht noch einmal durch, packte meine Sachen und beschloß, mich um nichts mehr zu kümmern. Die Leute hier waren entweder verrückt, oder sie hielten *mich* für verrückt. Glaubten sie vielleicht, mich *so* hereinlegen zu können? Wollten sie mein Mitleid erregen?

Den letzten Tag meines Aufenthalts verbrachte ich damit, Abschiedsbesuche zu absolvieren, wobei ich es vorsorglich vermied, in Brodaks Nähe zu geraten. Sylvia war kühl wie zu Beginn unserer Bekanntschaft. Sie sah wohl ein, daß sie ihr Ziel nicht erreicht hatte. Ich war pflichtbewußt und unbestechlich geblieben. Sicher wäre sie mir ein wenig entgegengekommen ...

Aber sie war nicht.

Ramdalis begleitete mich am nächsten Tag zum Raumhafen, nachdem der Kreuzer gelandet war. Er brachte keine Güter und startete gleich wieder.

»Ich hoffe, Sie haben sich ein Bild von unserer Lage machen können. Es wäre ja alles viel einfacher, wenn das verdamnte Naturschutzgesetz nicht wäre. Beschaffen Sie uns die Mittel, die Mäuse zur Insel zu bringen – das dürfte doch nicht schwierig sein. Wir benötigen vor allen Dingen Fangvorrichtungen, da wir sie nicht töten oder abschießen dürfen.«

Jetzt wollten sie schon auf die Mäuse schießen! Es war nicht zu fassen!

»Sie werden Ihre Fangvorrichtungen bekommen«, versprach ich. »Und wenn sie damit Erfolg haben, verwende ich mich auch für eine beschränkte Geldprämie als Beihilfe für die Mißernten. Und was die paar Brikstel angeht – mit denen werden Sie ja wohl auch so fertig?«

Er schüttelte bedenklich den Kopf.

»Es gibt viel zuviel von ihnen, aber Sie haben recht: die Xrixtel bilden die größere Gefahr, obwohl ...«

Die Sirene übertönte seine restlichen Worte.

Ich gab ihm die Hand und ging ins Schiff. Am Fuß der Leiter stand Gluck und gluckerte mir vergnügt entgegen. Er hatte schöne vierzehn Tage gehabt, wenn er sich auch kaum um mich gekümmert haben mochte.

»Kommen Sie wieder?« fragte er mich hoffnungsvoll.

»Das wird kaum möglich sein, Gluck. Ich habe viele Pflichten auf der Erde. Aber ich schicke Hilfe, verlaß dich darauf.«

»Leben Sie wohl«, sagte Gluck und watschelte davon.

Der Kommandant des Kreuzers hieß mich an Bord willkommen und gab mir meine alte Kabine wieder. Dann startete das Schiff.

Der Planet Donald wurde schnell kleiner und tauchte dann in den flammenden Glanz seiner Sonne.

Vor uns lag die Erde, nur drei Flugtage entfernt.

Nachdem mein Vorgesetzter den Bericht gelesen hatte, wurde ich, wie erwartet, zu ihm zitiert. Diesmal waren die Vorzimmerdamen freundlicher, die letzte erhob sich sogar und brachte mich bis zur Tür des Allerheiligsten.

Er sah mir neugierig entgegen und deutete auf den Sessel.

»Xrixtels ...?« Er sah auf den Bericht, um sich zu vergewissern, daß er das Wort richtig aussprach. »Brikstels? Das sind Namen, die in früheren Berichten der Siedler niemals vorkamen. Was soll das also?«

»Elefanten und Mäuse, Sir. Es handelt sich, wie erwähnt, um die einheimische Bezeichnung.«

»Hm, ja. Und Sie sind der Meinung, daß den Leuten geholfen ist, wenn wir ihnen Fallen schicken? Warum konstruieren sie selbst keine? Das dürfte doch nicht so schwierig sein.«

»Fallen für Mäuse, Sir? Sie benötigen Tausende davon, Zehntausende, wenn sie wirklich alle einfangen wollen. Sicher, die Siedler von Donald sind mir nicht besonders sympathisch, aber ich muß objektiv bleiben. Ihnen fehlen die technischen Mittel, derartig viele Fallen in so kurzer Zeit herzustellen. Wenn ich bedenke, wie ihre Ausrüstung beschaffen war, mit der sie auf Elefantenjagd gingen ...!«

Es stand ebenfalls ausführlich im Bericht.

Er schüttelte den Kopf.

»Obwohl mir einiges unklar geblieben ist, kann ich mich nur Ihrer Meinung anschließen. Geld hilft den Leuten auch nicht. Sie würden es nehmen, aber ansonsten alles so lassen, wie es ist. Sie müssen einfach gezwungen werden, selbst etwas zu unternehmen. Ich werde daher Ihren Vorschlag empfehlen und weiterleiten. Zehntausend Mausefallen und fünftausend Gewehre mit Explosivgeschossen für die Elefantenjagd dürften ausreichen.« Er nickte mir zu. »Sie haben uns in der Tat geholfen, eine Menge Geld zu sparen. Die Behörde wird das anerkennen, Winston.«

Damit war ich entlassen und kehrte in mein Büro zurück.

Einige Wochen geschah nichts. Ein privater Handelsfrachter, der Donalds Sonne in geringer Entfernung passierte, hatte die von der Kolonialbehörde gestifteten Mausefallen und Gewehre mitgenommen und an seinem Bestimmungsort abgeladen. Er war weitergeflogen, ehe die Siedler eine Kiste öffnen konnten.

Die Funkverbindung zwischen Erde und Donald fiel völlig aus, als sich ein neues Energiefeld dazwischenschob. Der nächste Patrouillenkreuzer war noch lange nicht fällig.

Ich verbrachte inzwischen mit Miranda einige herrliche Wochen in der Südsee, nachdem wir unseren eigenen Strandplatz leid geworden waren. Außerdem wollte ich weit weg sein und nichts von Kolonialbehörde, Mausefallen oder Elefanten hören.

Als ich am ersten Tag wieder im Büro erschien, erwartete mich eine freudige Überraschung. Meine Beförderung war eingetroffen, und außerdem erhielt ich

für meinen »äußerst ökonomisch abgefaßten Bericht« eine beträchtliche Belohnung, mit der ich mir endlich meinen heimlichen Wunschtraum erfüllen konnte. Ich konnte mir einen eigenen Antigrav-Gleiter zulegen.

Während ich meiner Routinearbeit nachging, gab es oft Minuten, in denen ich überlegte, was aus meiner »Entwicklungshilfe« für den Planeten Donald geworden war. Wie mochte es Sylvia gehen, und wie zum Beispiel Gluck und seinen Freunden? War es der Kolonialverwaltung gelungen, die naturgeschützten Mäuse restlos einzufangen und zur Insel zu bringen? Hatte man die Elefanten abgeschossen?

Hatte Brodak sich totgesoffen?

Aber niemand wußte etwas. Von Donald kam keine Nachricht. Der Funkverkehr blieb permanent unterbrochen. Aber in einer Woche trat einer unserer Kreuzer eine Inspektionsfahrt an. Auf dem Rückflug in vier Wochen würde er eine Zwischenlandung auf Donald vornehmen.

Dann würden wir endlich Bescheid wissen.

Ich hatte eine Menge Arbeit zu erledigen, so daß ich Donald bald vergaß. Täglich stand das Gespenst eines neuen Auftrags vor mir, aber zum Glück wurde ich von einer neuerlichen Reise zu einem mehr oder weniger zivilisierten Kolonialplaneten verschont. Meine Vermutung, daß es sich bei dem Donald-Auftrag mehr um eine Frontbewährung gehandelt hatte, um meine Beförderung zu rechtfertigen, schien richtig zu sein. Eine einmalige Sache also, Gott sei Dank!

Vier Wochen später etwa rief mich der Chef im Büro an.

»Winston, lassen Sie sich die Unterlagen Donald geben und erscheinen Sie bei mir. Sofort!«

Ich erschrak und ging mein Sündenregister durch, fand aber nichts. Immerhin hatte sich die Stimme des Chefs für eine normale Routinebesprechung zu unfreundlich angehört. Nun, ich hatte ein gutes Gewissen. Ich gab den Auftrag, mir die gewünschten Akten zu bringen, und als ich an »Donald« dachte, wurde ich plötzlich unruhig.

War vielleicht was mit Donald nicht in Ordnung?

Der Kreuzer mußte inzwischen zurückgekehrt sein

...

Wortlos wurde mir die Tür des Chefs geöffnet, und als ich seine finstere Miene sah, sank ich stumm in den vor dem Tisch stehenden Sessel. Die Akten hielt ich dabei krampfhaft fest. Mein ganzes Selbstbewußtsein, daß mir der Erfolg Donald eingebracht hatte, schmolz dahin.

Der Chef sah auf.

»Sagen Sie, Winston, als Sie auf Donald waren, haben Sie sich da wenigstens die Viecher mal angesehen? Ich meine die Mäuse und die Elefanten?«

Entgeistert schüttelte ich den Kopf.

»Nur die Spuren, Sir. Von den Tieren selbst bekam ich keins zu Gesicht. Jemand zeigt mir die Mauselöcher der Brikstels, und auf den Feldern waren die Verwüstungen der Xrixtel-Herden deutlich zu erkennen.«

»Sie machten sich also nicht die Mühe, die Tiere aufzustöbern? Nicht einmal ein Foto brachten Sie mit! Ich muß schon sagen ...!«

Er schwieg ratlos.

»Warum, Sir? Ist etwas nicht in Ordnung?«

Sein Blick durchbohrte mich.

»Wie kamen Sie mit den Siedlern zurecht? Konnten die Leute Sie leiden, oder ist es möglich, daß man Ihnen einen Streich spielte, weil Sie sich vielleicht zu arrogant aufführten?«

»Einen Streich?« Ich war fassungslos. »Das kann ich mir nicht denken, Sir. Würden Sie mir vielleicht erklären ...?«

»Donald hat viereinhalbtausend Elefantenbüchsen zurückgeschickt und dafür hunderttausend Mausefallen angefordert.« Er starrte mich wütend an. »Wissen Sie, was Ihnen passiert ist? Sie haben die Mäuse mit den Elefanten verwechselt!«

Ich starrte entgeistert zurück.

»Verwechselt?« Schnell holte ich Luft. »Sir, das ist ganz unmöglich! Der Eingeborene Gluck zeigte mir ein Mauseloch und sagte, dort wohne ein Brikstel. Dann können nur die Xrixtel die Elefanten sein.« Und überzeugt fügte ich hinzu: »Sie stehen ja auch nicht unter Naturschutz.«

Er seufzte.

»Eben nicht, Winston. Es sind die Mäuse, die unter Naturschutz stehen!«

Nun wußte ich bald überhaupt nicht mehr, woran ich eigentlich war.

»Die Mäuse? Es gibt doch Millionen von ihnen. Sie sind zur Plage geworden. Sie fressen die junge Ernte auf und ...«

»Das sind die Elefanten!« unterbrach mich der Chef.

Nicht mehr lange, wußte ich, dann verlor ich den Verstand. Ich mußte jetzt ganz ruhig bleiben.

»Die Elefanten?« flüsterte ich behutsam. »Wieso?«

Der Chef lehnte sich zurück und betrachtete mich wie ein Versuchsobjekt, mit dem gerade ein entscheidendes Experiment vorgenommen wird. So ähnlich fühlte ich mich auch.

»Die Bezeichnungen stimmen, Winston. Ein Xrixtel ist eine Maus, und ein Brikstel ist ein Elefant ...«

»Umgekehrt, Sir!« unterbrach ich ihn, aber er schüttelte energisch den Kopf.

»Xrixtel ist Maus, Brikstel ist Elefant. Sie mußten das verwechseln, weil Sie nicht ein einziges Mal auf den Gedanken gekommen sind, nach den Größenverhältnissen zu fragen. Natürlich wurden die irdischen Bezeichnungen nur hinsichtlich des Aussehens der Tiere verwendet, aber das hat nichts mit ihrer wahren Größe zu tun. Die Mäuse, lieber Winston, sind so groß wie unsere irdischen Elefanten und stehen auf Donald unter Naturschutz. Die Elefanten hingegen sind so groß wie unsere Mäuse, und von ihnen wimmelt es geradezu auf Donald. Haben Sie das nun endlich gefressen?«

Ich war wie erschlagen.

Jetzt wußte ich auch, warum Ramdalis so hinterhältig gegrinst hatte, als ich mich von ihm verabschiedete. Er wollte mir eins auswischen und klärte mich nicht auf – falls er überhaupt mitbekommen hatte, daß ich mich irrte.

Ich hatte ihnen Donnerbüchsen für mausekleine Elefanten und Mausefallen für elefantengroße Mäuse geliefert.

»Der Schaden ist nicht groß, Winston«, sagte mein Chef endlich und riß mich aus meinen trüben Betrachtungen. »Es ist ja an sich auch völlig gleichgültig, ob sie mit den Fallen nun normale Mäuse oder die

winzigen Elefanten fangen. Aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß ich gezwungen bin, Ihnen in Kürze abermals einen Außenauftrag zu erteilen. Als Rehabilitierung sozusagen. Das werden Sie wohl einsehen.«

Natürlich sah ich das ein, wenn auch ungern.

Meine Akten unter dem Arm marschierte ich in mein Büro zurück, und nun habe ich einen neuen Alptraum, jeden Morgen, wenn mich der Gleiter absetzt. Mein erster Blick gilt dem Schreibtisch, ob da der angekündigte Auftrag liegt.

Ich sehe ihn schon vor mir.

Etwa so:

»Auf dem Planeten ›Pussi‹ (weil dort vielleicht die Eingeborenen an Katzen erinnern) haben sich die Sardinen im Meer mutationsgebunden so gewandelt, daß sie mit ihren ausgedehnten Raubzügen drohen, die letzten vorhandenen Walfisch-Herden auszurotten. Ihre Aufgabe ist es ...«

Diesmal würde ich nicht darauf hereinfallen.

Ich würde *gleich* eine ganze Ladung elektrisch gesteuerter Harpunen für die Sardinenjagd mitnehmen

...

ROBERT ARTNER

Test Tempus A

Protokoll der Dokumentation TEMPUS am 5. Mai im 8. Programm der ARD in Koproduktion mit NBC und GIG.

Vor Test

Datum: 5. Mai

Zeit: 18 Uhr MEZ

Test: Tempus A

Anvisierter Zeit-Ort: Zwei Millionen Jahre v. Chr.

Leiter: Dr. Raizen, Assistent: Dr. Steckel

Testperson: Dr. Zacher

Testdauer: 0,001 Sekunden

Nach Test

Datum: 5. Mai

Zeit: 18 Uhr und 0,001 Sekunden MEZ

Test: Tempus A

Anvisierter Zeit-Ort: Zwei Millionen Jahre v. Chr.

Leiter: Dr. Raizen, Assistent: Dr. Steckel

Testperson: Dr. Zacher (39 J.)

(Dr.?) Zacher (ca. 6 J.)

Aussage Dr. Raizen:

Dokumentation Tempus A ist die erste in einer Reihe von Fernsehfolgen, die die herkömmlichen Action-Fact-Fiction-Serie ablösen sollen. Ein »Abenteuer der Wissenschaft« rollt live vor den Augen der Zuschauer ab.

Tempus A: Die von der Kuschnerus-Gruppe entwickelte Raum-Zeit-Maschine, die in etwa dem entspricht, was man Mitte des Zwanzigsten Jahrhunderts in utopischen Romanen als »Zeitmaschine« beschrieben findet, wird in einem streng isolierten Raum aufgebaut. Anwesend sind: Dr. Raizen, Dr. Steckel und die Testperson Dr. Zacher. Dr. Zacher besteigt um 17 Uhr 55 MEZ die Kabine der Raum-Zeit-Maschine. Der anvisierte Zeitpunkt ist bereits programmiert.

Fast im selben Augenblick, als wir den Auslöser betätigt hatten, sahen wir in der Kabine einen etwa sechs Jahre alten nackten Jungen, der ruhig auf der Sitzbank der Kabine saß. Der Kompu- ter zeigte keinerlei Abweichungsdaten an. Den Bruchteil einer Sekunde später wurde auch Dr. Zacher wieder sichtbar. Dr. Steckel schlug vor, die Übertragung zu unterbrechen, was bei Auftauchen des Jungen schon auf Anweisung des Programmchefs geschehen war.

Dr. Zacher forderte uns auf zu öffnen. Als er mit dem Jungen heraustrat, wurde klar, daß der Kompu- ter ein etwa sechs Jahre altes Duplikat von Dr. Zacher mit ausgestoßen hatte.

Ich beantrage daher: Überprüfung des Parallel- komputers.

Dr. Zacher nahm sich des Jungen an; die Testreihe TEMPUS wird vorerst zurückgestellt.

»Wer?« sagte Dr. Zacher anderntags auf der Konfe- renz der Programmchefs der koproduzierenden Fern- sehanstalten, »wer kann schon so gut mit mir umge- hen – wie ich selbst?«

Dr. Steckel beantragte seine Versetzung in die For-

schungsstätte Himalaja; Dr. Raizen entschied sich für Peru.

CLARK DARLTON

Geschichtsstunde

Um diese Mittagsstunde war es fast unerträglich heiß, und die weiten Baumwollfelder, die sich bis zum Horizont dehnten, lagen unbeweglich unter dem flimmernden Glanz der Sonne. Der Himmel war wolkenlos und tiefblau. Er war das fast immer in Georgia.

Der alte, weißhaarige Neger saß auf einer breiten Steinbank, die im Schatten mächtiger Bäume stand. Er saß da, auf seinen knorrigen Stock gestützt, den er zwischen den Knien hielt. Vor ihm auf dem runden Marmortisch stand ein Steinkrug, aus dem er eben noch getrunken hatte. Seine feine, schlanke Hand hatte nicht gezittert, als er den schweren Krug zu den Lippen führte, bedächtig einige Schlucke nahm und ihn dann wieder absetzte. Er tat es mit der Miene eines Mannes, der ein Recht darauf hat, wann immer er wollte, seinen Wein zu trinken.

Er trug eine weite, helle Hose und an den Füßen luftige Sandalen. Sein Seidenhemd war schneeweiß und frisch gebügelt. In seinen Augen schimmerte die zufriedene Zuversicht eines wahrhaft freien Mannes.

Und doch – das palastähnliche Herrenhaus, in dessen Garten er saß, schien nicht zu ihm passen zu wollen. Ein breiter, gut gepflegter Kiesweg führte dorthin und endete vor den Stufen der Terrasse. Recht und links erstreckte sich grüner Rasen, zwischen einigen Büschen blinkte das Wasser eines ovalen Schwimmbeckens. Dann wurden die Büsche zu beiden Seiten dichter und verbargen die zementierte

Mauer, die Herrenhaus und Park hermetisch von der Außenwelt abschloß.

Irgendwo jenseits der Mauer war das ständige Geräusch landwirtschaftlicher Maschinen. Dazwischen klangen die anfeuernden Rufe der Aufseher.

Der alte Neger hielt den Kopf schief und lauschte. Er lächelte, als er murmelte:

»Die Kinder – sie werden bald aus der Schule kommen. Ja, das muß der Wagen gewesen sein – er hielt vor dem Portal. Gleich werden sie da sein.«

Er hatte nicht lange zu warten.

Zwei entzückende Negermädchen, zehn oder elf Jahre alt, stürmten mit wehenden Röckchen durch den Park. Sie erblickten den Alten und eilten auf ihn zu, als suchten die Schutz bei ihm vor ihren Verfolgern, zwei kraushaarigen Jungen, etwas älter, aber genauso schwarz wie sie.

»Old Joe!« riefen sie wie aus einem Mund und setzten sich aufatmend rechts und links von ihm nieder. Sie bekamen kaum noch Luft, so schnell waren sie gelaufen, aber sie fühlten sich in Sicherheit. Als die beiden Jungens herankamen und enttäuschte Gesichter machten, begannen sie hell und fröhlich zu lachen. »Ihr seid zu langsam, Bob, Sam. Lauft schneller, wenn ihr vor uns im Haus sein wollt.«

»Mädchen sind immer feige«, stellte Sam lakonisch fest und ließ sich auf der Bank nieder, die der anderen gegenüberstand. Über den Tisch hinweg sah er Old Joe an. »Dabei hätten wir ihnen doch gar nichts getan.«

Auch Bob setzte sich. Er war etwas kleiner und schwächer als sein Bruder Sam, besaß aber das gleiche gutmütige, intelligente Gesicht. Er schnaufte

verächtlich und enthielt sich jeden Kommentars.

»Wir haben ja nur einen Wettlauf gemacht«, rief Mary, die um einige Minuten jüngere der Zwillingsschwestern. »Und Helen und ich haben gewonnen – nicht wahr, Old Joe?«

Der Alte nickte und lächelte.

»Wenn ich das Ziel eures Wettlaufs gewesen bin, habt ihr allerdings gewonnen. Gebt euch also geschlagen, Bob und Sam.« Er nahm wieder einen Schluck aus dem Weinkrug und betrachtete die vier Geschwister liebevoll, wie es sich für einen Großvater geziemte. »Ihr seid heute früher aus der Schule gekommen.«

»Die letzte Stunde fiel aus«, berichtete Sam. »Geschichte – ein Glück!«

Old Joe runzelte die Stirn.

»Was soll das heißen? Hattest du deine Lektionen nicht gelernt?«

»Geschichte interessiert uns nicht«, teilte Sam mit und sah Bob und die Schwestern beifallheischend an. »Kein Mensch kann sich die ganzen Zahlen merken.«

Old Joe räusperte sich.

»Denkt ihr genauso?« fragte er die anderen. Befriedigt stellte er fest, daß sie nur zögernd nickten. Er griff nach dem Steinkrug, aber dann überlegte er es sich anders. Er konnte später trinken. »Dabei ist Geschichte sehr interessant. Man lernt aus ihr. Wenn man die Vergangenheit kennt, begreift man die Gegenwart viel besser. Hat euch das der Lehrer denn nie gesagt?«

»Doch das hat er«, gab Sam zu und schob seine Schultasche unter den Tisch. »Was gibt es heute zu essen?«

Aber Old Joe ließ sich nicht ablenken. Sein ganzes Leben lang war er stets hartnäckig und zielstrebig gewesen, darum hatte er es auch zu etwas gebracht. Nach Sarahs Tod hatte er seinem Ältesten den herrlichen Besitz mit den riesigen Baumwollfeldern übergeben können. Und nun konnte er hier unter den Maulbeerbäumen sitzen und seine alten Tage genießen.

»Das Essen hat noch Zeit, Sam. Wir werden die ausgefallene Geschichtsstunde nachholen – jetzt und hier.«

Es waren keine sehr begeisterten Gesichter, die ihn verwundert und fast ungläubig anstarrten. Verlegen scharrrten ihre Füße in dem Kies.

»Du meinst, du willst uns eine Geschichte erzählen?« fragte Helen und sah wieder ganz fröhlich aus. Sie war der optimistischste Teil der vier Geschwister. »So eine wie damals vom Großen Krieg ...?«

»Nicht ganz«, verneinte Old Joe. »Aber eine Geschichte ist es trotzdem. Aber ihr sollt daraus lernen, und wahr ist sie auch. Ihr kennt sie sogar teilweise aus der Schule, aber nicht in ihrer ganzen Konsequenz und Tragweite. Es ist die Geschichte unseres Volkes, des schwarzen Volkes.«

Gegen seinen Willen war Sam ruhig sitzen geblieben und hatte sich vorgebeugt. Seine Arme lagen auf der Steinplatte des Tisches, dicht neben dem Steinkrug mit Old Joes Wein. Gespannt sah er dem Großvater in das faltige, kluge Gesicht. Auch Bob wartete auf den Beginn der Geschichte. Großvater hatte noch nie eine langweilige Geschichte erzählt.

Old Joe streifte die Knaben und dann die beiden Mädchen mit einem forschenden Blick und wußte,

daß sie ihm nun zuhören und dabei vergessen würden, daß er sie etwas lehren wollte. Mary und Helen hatten die Schultaschen neben sich gestellt und waren näher zusammengerückt. Es war immer noch warm, denn nicht der leiseste Windhauch strich durch die Büsche des Parks. Das weißgetünchte Herrenhaus mit seinen vielen Fenstern, Türen, Säulen und Treppen lag unter der Sonnenglut und schien zu schlafen. Irgendwo klapperte Küchengeschirr.

»Unsere Urheimat ist nicht dieser Kontinent«, begann Old Joe und sah hinauf in das unbewegte Blätterdach des Maulbeerbaumes. »Unsere Vorväter kamen aus einem Land, das jenseits des Ozeans im Osten liegt ...«

»Afrika!« meldete sich Sam.

»Ja, Afrika. Weiß du auch, wie unsere Vorväter von Afrika nach Amerika kamen, Sam? Du hast es doch in der Schule gelernt.«

»Wir haben das auch schon durchgenommen«, meldete sich Bob. »Die Weißen holten Sklaven ...«

»Ihr kennt den Anfang der Geschichte schon«, lächelte Old Joe gütig und deutete auf Mary und Helen. »Aber unsere Zwillinge noch nicht. Ich muß sie also von Anfang an erzählen.« Zu den Knaben gewandt und mit erhobenem Zeigefinger fuhr er fort: »Und euch schadet eine Wiederholung sicher auch nicht.«

Er nahm einen Schluck aus seinem Krug und begann:

»Im siebzehnten Jahrhundert war es, als hier die ersten Kolonien der Weißen entstanden und sich festigten. Man hatte die Fruchtbarkeit des Bodens erkannt, aber es fehlten die billigen Arbeitskräfte, ihn möglichst ertragreich auszunutzen. Skrupellose Skla-

venhändler machten aus dieser Situation das größte Geschäft ihres Lebens. Afrika war damals ein junger, unerforschter Erdteil, bewohnt von unseren Vorvätern, die primitiv in Hütten hausten und die teuflischen Waffen der Weißen noch nicht kannten. Sie wurden überfallen und auf die wartenden Schiffe geschleppt. Die Alten und Schwachen wurden gleich ermordet, andere ertrugen die fürchterlichen Strapazen der langen Reise über den Ozean nicht und starben unterwegs. Der Rest landete in Amerika und wurde auf den Sklavenmärkten verkauft. So kamen unsere Vorväter in den Besitz der Herren dieses Landes und mußten Fronarbeiten leisten, bis Alter und Tod sie von ihren Leiden erlösten. Aber dann, im Jahre 1861 der alten Zeitrechnung, wurde der erste Schritt zu unserer Befreiung getan. Damals regierte Präsident Lincoln das Land, und er forderte für alle Sklaven die Freiheit. Die Südstaaten wehrten sich dagegen. Kein Wunder, denn nur dort wurde Baumwolle angebaut und nur dort blühte der Handel mit dem ›Schwarzen Elfenbein‹, wie man die Neger nannte. Der Krieg brach aus, und die Nordstaaten siegten. Zwar wurde Lincoln ermordet, aber sein Kampf war nicht ganz umsonst gewesen. Man gab uns die Gleichberechtigung – wenigstens auf dem Papier. Sicher, offiziell war das Halten von Sklaven verboten, aber die Weißen behandelten uns auch weiterhin wie Menschen einer niederen Klasse. So ging das hundert Jahre. Eine Wende bahnte sich an, als der fünfunddreißigste Präsident Lincolns Vermächtnis antrat und die wahre Gleichberechtigung für uns forderte. Ich habe diese Zeit noch miterlebt, aber ich war noch sehr jung und verstand vieles nicht.

Ich wußte nur, daß es wieder die Südstaaten waren, in denen man uns mit Verachtung entgegentrat, nur weil unsere Haut schwarz war. Und auch in einem Südstaat wurde Präsident Kennedy im Jahre 1963 ermordet. Noch ahnte die Welt nicht, was sein Tod für sie bedeutete. Sie trauerte um ihn und vergaß ihren Hader, aber die Zeit schritt weiter. Unser Problem – sie nannten es Rassenproblem – blieb ungelöst.

Wir erfuhren am eigenen Leib, daß die scheinbare Gleichberechtigung schlimmer ist als offene Sklavenhaltung. Unsere Vorväter waren Sklaven, aber sie wußten, wer ihr Herr war. Sie hatten ihre Arbeit, ihre Aufgabe. Sie wußten, daß sie nicht frei sein konnten und wurden als Sklaven geboren. Niemals hatten sie den Hauch der Freiheit gespürt und ihre Luft geatmet. Sie kannten kein anderes Los. Freiheit war für sie ein Phantom, unwirklich und unvorstellbar. Der weiße Herr war ihr Gott, ihm hatten sie zu gehorchen und sein Wille entschied über ihr Schicksal. Aber nach Lincolns Krieg wurden sie frei. Man sagte ihnen, der weiße Mann sei nicht mehr oder weniger als sie, sie leisteten die gleiche Arbeit wie er, und ihre Kinder gingen mit denen der Weißen auf dieselbe Schule. Es gab schwarze Ärzte und Künstler, Priester und Soldaten. Und doch – es war keine Gleichberechtigung.«

»Aber sicher war es doch besser als die Sklaverei vorher?« fragte Mary etwas verwundert.

»Äußerlich gesehen mag es besser gewesen sein, das gebe ich zu. Aber überlege dir – ein Tiger, der in Gefangenschaft geboren wird, kann die Freiheit niemals so schmerzlich vermissen wie ein Tiger – oder irgendein anderes Raubtier –, dem die Flucht gelang und das man wieder einfängt. Die halbe Freiheit ist

schwerer zu ertragen als die absolute Gefangenschaft. Und so war es auch kein Wunder, daß unser Volk immer unzufriedener wurde, je länger sich die versprochene Gleichberechtigung der Rassen hinauszögerte. In allen Teilen des Landes, vornehmlich im Süden, kam es immer wieder zu Zusammenstößen. Die Urenkel der ehemaligen Sklavenhalter sahen in uns immer noch Menschen zweiter Klasse. Sie wollten nicht, daß wir in ihre Schulen gingen oder daß wir mit ihren Kindern spielten. In den Kriegen durften wir für sie kämpfen, aber das war die einzige Gleichberechtigung, die sie uns gewährten. Viel mehr als hundert Jahre ging das so, und unser Volk bewies seine unendliche Geduld. Es glaubte an die Ziele des großen Lincoln.«

»Aber heute ...«, unterbrach Sam, schwieg aber sofort, als Old Joe ihm freundlich zunickte und weiter sprach:

»Es war nicht nur in Amerika so. Schlimmer war es in Afrika, unserer eigentlichen Heimat. Dort unterdrückten die Weißen die Schwarzen in einem Maße, daß sich sogar die Europäer und andere Völker dagegenstellten. Es half nichts – bis eines Tages die große Wende kam.«

Old Joe sah die vier Kinder nachdenklich an und lächelte. Für sie war das alles nur Geschichte, denn heute herrschte Friede auf der Welt. Die Neger brauchten nicht mehr um die Gleichberechtigung zu kämpfen. Sie schickten ihre Kinder in jede Schule, die ihnen genehm war, und sie bewegten sich frei und selbstbewußt durch die Straßen der großen Städte.

»Es begann in Asien. Schon immer hatten die Weißen von der Gelben Gefahr gesprochen, sich aber nie

eine rechte Vorstellung von ihrem Aussehen gemacht. Ob die Chinesen nun wollten oder nicht, eines Tages trat das ein, was die Wissenschaftler als Bevölkerungsexplosion bezeichneten. Selbst im ersten Schreck geworfene Atombomben kleineren Kalibers konnten die Chinesen nicht daran hindern, nach Westen zu fluten. Die Russen erkannten die Gefahr, aber sie setzten ihre Superwaffen nicht ein, denn die Chinesen drohten mit fürchterlichen Gegenmaßnahmen. Es stellte sich viel zu spät heraus, daß sie blufften. Zwei Jahre später standen die Gelben an den felsigen Klippen des Atlantiks und schauten begehrtlich weiter nach Westen.

Dort aber war die Zeit nicht stehengeblieben.

Unsere Rasse erkannte, welcher Kampf sich dort in Europa und Asien wirklich abspielte. Es war ein Kampf gegen die Vorherrschaft der Weißen, die Gleichberechtigung versprochen und sie niemals gaben. Amerika wollte Europa helfen, aber wir hinderen es daran. In allen Teilen des Landes flackerten die Aufstände auf, brachen Revolutionen aus und beschäftigten das weiße Militär. Geschickt wurde unser Widerstand so gesteuert, daß zwar kein offener Konflikt daraus wurde, ein Eingreifen in den Krieg jenseits des Ozeans jedoch unmöglich war. Und so fiel Europa in die Hand der Chinesen, die den Fehler der formellen Gleichberechtigung wiederholten. Wie aber kann sich eine Minderheit wahrhaft gleichberechtigt fühlen, wenn die anderen alle wichtigen Ämter besetzt halten und das Land regieren? In Europa war nichts anderes als eine Umdrehung der bisherigen Verhältnisse geschehen. Die gelbe Rasse herrschte, die weiße war frei und formell gleichberechtigt, in

Wirklichkeit aber diskriminiert und verachtet. Sie mußte sich um Arbeit und Brot sorgen, verdiente erbärmlich und siechte dahin.«

»Die Gelben sind human, sagt der Lehrer«, versicherte Sam ernst. »Er sagt, sie hätten die Weißen auch alle umbringen können.«

»Was hätten sie davon gehabt? Jetzt können sie sich im Schein ihrer selbstgeschaffenen Gerechtigkeit sonnen und genießen die Freundschaft Afrikas und unseres Landes. Hätten sie den Gegner vernichtet, würde man ihnen mit Mißtrauen begegnen. Genau wie die Amerikaner früher die Gleichberechtigung der Rassen auf ihr Programm setzen mußten, um ihrer Verfassung nicht untreu zu werden. Sie konnten nicht mehr zurück zum Sklaventum, obwohl das für beide Seiten besser gewesen wäre. Zumindest wäre es ehrlicher gewesen, und jeder hätte gewußt, woran er war. So aber erstickte man in Heuchelei. Es gab natürlich auch ehrliche Politiker, die wahre Gerechtigkeit anstrebten, aber viele von ihnen starben früh und gewaltsam. Und dann, endlich, wurde die Lösung gefunden.«

Mary und Helen, die bisher aufmerksam zugehört hatten, sprangen plötzlich auf. Vom Haus her war der Schlag eines Gongs zu hören.

»Mittagspause!« riefen Sam und Bob wie aus einem Mund, dann lachte Bob, sprang auf und tanzte fröhlich um Old Joe herum, der mißbilligend sein weißes Haupt schüttelte. »Mittagessen, Old Joe, Schluß mit der Schulstunde.«

»Aber ihr habt die Geschichte ja noch gar nicht zu Ende gehört«, wies er sie zurecht, obwohl er wußte, daß er sie jetzt nicht mehr aufhalten konnte.

»Wir kennen sie ja«, versicherte Sam. »Wir erleben ja selbst das Ende der langen Geschichte.«

»Aber ihr wißt nicht, wie es dazu kam – und warum. Aber gut, wir haben keine Zeit mehr. Ich werde euch morgen weitererzählen, denn man kann viel daraus lernen. Die Fehler der Vergangenheit sind die Garantie für eine fehlerlose Gegenwart.«

»Trink deinen Wein aus, Grandy«, zwitscherte Helen und deutete auf den Steinkrug. »Und dann komm zum Essen.«

Sie wartete keine Antwort ab, sondern nahm ihre Schultasche und rannte über den Kiesweg zum Portal des Herrenhauses. Mary folgte ihr, aber die beiden Jungen hatten keine Lust, das Spiel noch fortzusetzen. Vielleicht fühlten sie sich auch schon zu alt dazu, zu erwachsen. Mit Würde nahmen sie ihre Taschen, nickten ihrem Großvater zu und stolzierten davon. Man sah ihnen an, daß sie einst, wenn sie groß genug waren, diesen Besitz als Herren übernehmen würden.

Old Joe sah ihnen nach und seufzte. Nun hatten sie seine Geschichte wieder nicht zu Ende gehört. Aber sie hatten ja so recht – das Ende war bekannt. Und es war fraglich, ob sie aus den Geschehnissen der Vergangenheit wirklich lernten. Gab es überhaupt jemand, der das tat?

Er trank den Rest des Weines, nahm den leeren Krug und stand auf. Aber er schritt noch nicht auf das Haus zu, sondern ging zu dem großen, aufstehenden Park-Portal, von wo aus man einen weiten Blick über die Baumwollfelder hatte. Sie reichten bis zum Horizont, und nur in der Ferne waren zwei weitere Herrenhäuser mit den Gesindeschuppen zu erkennen. Dazwischen sah man die gebückten Rük-

ken der Arbeiter und die Maschinen. Heiß brannte die Sonne herab und ließ die Ernte reifen. Eine Ernte, die heute im neuen Zeitalter der Landwirtschaft doppelt soviel wert war wie damals, als die Technik der Gott der Menschen zu werden drohte.

Eine Sirene ertönte drüben bei den Schuppen, wo die Sklaven hausten.

Mittagspause auch hier – erster Ansatzpunkt der Gleichberechtigung, die Old Joe so erbittert ablehnte. Wozu sollte sie auch gut sein? Hatte sie den Weißen nicht nur Unglück und Zwiespalt gebracht? Sollte man daraus nichts lernen können? Der Krug in seiner Hand zitterte unmerklich, als seine alten, doch immer noch scharfen Augen sahen, wie die schwarzen Aufseher ihre Peitschen schwangen und die lange Reihe der Sklaven zusammentrieb. Die Sonne hatte die Rücken der Bedauernswerten gebräunt, aber gegen die schwarze Ebenholzhaut der Herren war sie immer noch weiß.

»Sie sind glücklich«, murmelte Old Joe störrisch vor sich hin und wandte sich ab. Langsam schritt er auf seinen Palast zu, den leeren Steinkrug in der Hand. »Sie sind wirklich glücklich, denn sie haben die Freizeit nie gekannt und werden sie auch niemals kennenlernen. Sie werden sich niemals fragen müssen, was Gleichberechtigung ist, und sich nicht ärgern müssen, wenn sie das Versprochene niemals erhalten. Ja, hier leben sie glücklich, sie haben ihre Arbeit und ihr Brot. Sie haben nun keine Sorgen mehr.«

Und als er die Stufen zur Terrasse emporstieg, nickte er dem jungen und hübschen Kindermädchen seiner Enkel freundlich zu. Ihre blonden Haare und die weiße Haut kennzeichneten sie zwar als Angehö-

rige der Sklavenrasse, aber Old Joe wäre der letzte gewesen, der aus der Vergangenheit gelernt hatte.

Die Hand, die ihm wenige Minuten später das Fleisch auf den Teller legte, war ebenfalls weiß.

Es gab kein Land auf dieser Welt, in der die Hand eines Dieners und Sklaven *nicht* weiß gewesen wäre.

Auch dort nicht, wo man begann, die sogenannte Gleichberechtigung der Rassen wieder einzuführen.

ANNETTE KOFOL

Ahnengalerie

Als wir durch die grünen Wiesen des weiten Landes fahren, war mir nie ein Tag so hell und strahlend schön erschienen, aber als wir in die düstere Allee der uralten Bäume einbogen, war alle Fröhlichkeit wie weggewischt. Mir war, als sei ich in einem dunklen Zimmer gegen ein Spinnennetz gelaufen.

Ein seltsames und ungewöhnliches Gefühl für ein Mädchen, das den Eltern ihres zukünftigen Gatten vorgestellt werden sollte.

Achims roter Sportwagen glitt wie ein metallgewordener Anachronismus durch die Baumschatten, und plötzlich war die Allee zu Ende. Vor uns lag das Gut, und es war rund gebaut.

Noch nie in meinem Leben hatte ich eine derartige Architektur gesehen, schon gar nicht bei einem Gut. Durch ein Tor, durch zwei tausendjährige Eichen gebildet, deren Äste in der Höhe zu einem Moostepich verfilzt waren, gelangten wir in einen Hof, rund, von Wirtschaftsgebäuden eingefast, die exakten Kreissegmenten entsprachen.

Und noch etwas fiel mir auf: Drei uralte mächtige Blutbuchen bildeten die Eckpfeiler eines rechtwinkligen pythagoreischen Dreiecks. Dahinter schloß die Mauer des ebenfalls segmentarischen Herrenhauses den Kreis.

Als wir davor hielten, hatte ich plötzlich das untrügliche Gefühl, daß hinter mir eine Falle zugeschnappt war. Achim bemerkte nichts davon. Er

hupte zweimal und half mir dann aus dem Wagen.

Seine Eltern kamen uns entgegen, und die große, vornehme Erscheinung seines Vaters entsprach durchaus meiner Vorstellung von einem adeligen Gutsherrn. Die Mutter hingegen gehörte zu jenen molligen Typen, deren Freundlichkeit alle Herzen im Handumdrehen gewinnt.

»Willkommen bei uns, Annette – wir dürfen dich doch so nennen? Achim hat uns viel von dir erzählt.«

Die Stimme des Vaters verriet Wärme und Herzlichkeit, und im Blick seiner grauen Augen lag frohe Erwartung – eigentlich mehr, wie ich bei mir feststellte. Fast eine verzweifelte Hoffnung, die weit über das Maß der Gefühle hinausging, die man sonst der zukünftigen Schwiegertochter entgegenbrachte. Ich wußte sofort, daß er Hilfe erwartete – und zwar von mir.

Wir traten in die Rotunde und damit – gleichsam von einem Schritt zu anderen – aus der Gegenwart zurück in die Renaissance. Noch spürte ich den Händedruck von Achims Vater, kräftig und herzlich, und ich wußte, daß ich seine stumme Bitte erfüllen und ihm helfen würde, was immer es auch war, das ihn bedrückte.

Die Wände des riesigen kreisförmigen Raumes waren mit Gobelins bedeckt, die einem Kaiserhof alle Ehre gemacht hätten. Beste französische Handarbeit des fünfzehnten Jahrhunderts, wie ich sie im Louvre gesehen hatte. Aber – die Farben! Was im Louvre matt und verblichen an den Wänden hing, erweckte hier den Eindruck, als sei es erst gestern gewebt worden. Das Rot besaß die Leuchtkraft sprudelden Blutes, und das Grün strahlte kristallen wie Türkis.

»Wollt ihr euch nicht setzen? Das Essen wird gleich aufgetragen.«

Mir kam nicht zu Bewußtsein, was ich zu mir nahm, denn immer wieder starrte ich nur die Farben an und konnte den Blick kaum von ihnen lösen. Niemand nahm von meiner Unhöflichkeit Notiz, und als wir beim Mokka angelangt waren, sagte Achims Vater plötzlich:

»Mein liebes Kind, da du nun bald zu unserer Familie gehören wirst, muß ich dich vor allen Dingen mit deinen Ahnen bekannt machen. Wenn du bereit bist, beginnen wir gleich damit.«

Ich sah ihn erstaunt an. Seine Stimme hatte sehr geheimnisvoll geklungen, obwohl ich mir nicht vorzustellen vermochte, was an ein paar alten Bildern geheimnisvoll sein konnte.

Achim blieb mit seiner Mutter zurück, während mich sein Vater in den rechten Seitenflügel des Hauses führte. Als wir durch die Tür traten, deren Pfosten aus altersschwarzer Eiche merkwürdig abstrakte, fast schriftähnliche Symbole trugen, lag vor mir ein leicht gebogener Gang von hallenförmigen Ausmaßen.

Und da hingen sie nun, die Bilder der Ahnen, an der fensterlosen äußeren Wand. Obwohl ich keine Beleuchtungskörper entdeckte, war es hell. Das Licht schien aus der Wand zu kommen.

Achims Vater führte mich bis zur Mitte des Ganges, wo an der Innenwand eine Nische eingelassen war, so schmal, daß gerade eine Person darin Platz fand.

»Stell dich hinein, mein Kind«, sagte er zu mir und strich mir fast zärtlich durchs Haar. »Von hier aus kannst du sie alle gleichzeitig sehen. Ich lasse dich

allein, damit du sie in Ruhe betrachten kannst. Wenn du etwas wissen willst, rufe mich.«

Er griff an die Wand neben der Nische. Eine bis dahin verborgene Tür öffnete sich – dann blieb ich allein zurück.

Ich trat in die Nische und drehte mich um. Der Platz, von dem aus ich die Bildergalerie betrachten konnte, schien ausgezeichnet gewählt – vielleicht lag es an den Lichtverhältnissen. Jedenfalls wirkten die Bilder plötzlich farbenfroher und lebendiger – fast ein wenig zu lebendig. Trotzdem dauerte es einige Sekunden, bis ich den Grund erkannte: sie *wirkten* nicht nur plastischer.

Sie *waren* dreidimensional.

Die Ahnherren meiner künftigen Familie standen vor mir, in ihren historischen Trachten und so lebendig, daß ich plötzlich zu glauben begann, sie kämen auf mich zu. Und ohne daß sie sprachen, drangen fremde Gedanken in mein Gehirn, so als wollten sie sich mir vorstellen. Und ich verstand sie.

Ich wußte auf einmal, daß der Herr ganz links – der Ahnherr des Geschlechts – mit der Kaiserin Theophano aus Byzanz an den Hof Otto des Großen gekommen war, als ihr Hofalchimist. Ich wußte, daß der Ritter im edelsteingeschmückten schwarzen Wams – er erinnerte mich entfernt an Cesare Borgia – das Gut in seiner heutigen Form erbaut hatte.

Ich wußte alles, und ich fand es selbstverständlich. Nur etwas blieb mir unerklärlich: Der letzte der Ahnen, der Herr ganz rechts, trug eine Allonge-Perücke. Auf seiner gepuderten Wange klebte ein Schönheitspflasterchen. Sein Gesicht schien aus einem galanten Bilderbuch des Rokoko zu stammen.

Was aber kam danach ...?

Diese Frage brachte mich in die Wirklichkeit zurück. Sie standen auch nicht mehr um mich herum, die Ahnherren, sondern waren in ihre schweren goldenen Rahmen zurückgetreten, von wo aus sie mich anblickten. Erst jetzt fiel mir auf, daß unter den Bildern weder eine Jahreszahl noch ein Name stand. Dafür war in der Mauer unter jedem Bild ein Schrein eingelassen, alle holzgeschnitzt und mit schweren goldenen Intarsien. Zu verwirrenden Mustern verschlungen, erinnerten sie mich an eine Schrift – aber was für eine Schrift?

Hier fand ich den Anklang an eine Rune, dort eine Hieroglyphe. Oder war es Maja, wie in der Dresdner Handschrift? Nein, doch nicht. Es glich mehr den Holztäfelchen, die man auf den Osterinseln gefunden hatte. Ich erkannte sie aus dem Buch meines Vaters, dessen Steckenpferd die Archäologie war.

Wenn mich nicht alles täuschte, stand ich vor einer Mischung aus Runen, Hieroglyphen, Maja und Osterinseln. Und ich hatte das Empfinden, daß ich mich nur zu konzentrieren brauchte, um die geheimnisvolle Schrift lesen zu können.

Und schon wieder eine Sekunde später waren es nur noch Ornamente ohne Sinn und Bedeutung, nur dem skurrilen Schönheitsbedürfnis eines unbekanntenen Künstlers entsprungen.

Wer will mir, einem zwanzigjährigen Mädchen verargen, daß ich verwirrt war, so verwirrt wie nie zuvor in meinem Leben – und daß ich erleichtert aufatmete, als sich neben der Nische die verborgene Tür öffnete und Achims Vater in die Galerie zurückkehrte.

Um seine Lippen lag ein wissendes Lächeln, in seinen Augen jedoch glaubte ich Furcht und Hoffnung zugleich erkennen zu können.

»Hast du dich ein wenig mit ihnen angefreundet, mein Kind?«

Eine farblose Definition für das, was ich erlebt hatte. Aber er sollte nicht merken, daß ich mich ängstigte. So kühl und sachlich wie möglich fragte ich zurück:

»Warum schließt die Ahnenreihe im Rokoko?«

Ich konnte nicht verhindern, daß meine Stimme zitterte.

Seine Antwort stürzte mich in einen Abgrund absoluten Nichtverstehens:

»Weil die anderen noch leben.«

Ich starrte ihn nur an, zu mehr war ich nicht fähig. Er nahm behutsam meine Hand.

»Komm, ich werde dich meinem Vater vorstellen – gebe Gott, daß du stark genug dazu bist.«

Ich folgte ihm willenlos durch die Tür, die er vorher benutzt hatte, um den Rundgang zu verlassen. Wir gelangten in einen dunklen Raum, und nur langsam gewöhnten sich meine Augen an die Finsternis.

Wir standen in einem runden Saal, an dessen oberen Segment ich einen Stuhl entdeckte – nein, es war vielmehr ein Thron. Er erinnerte mich im ersten Moment an den Ordinationsstuhl eines Zahnarztes. Dieser Eindruck wurde noch durch eine Anzahl von Maschinen verstärkt, die den Stuhl umgaben und von denen ein monotones und doch rhythmisches Klicken ausging.

Auf dem Stuhl saß ein Mann.

Achims Vater führte mich näher zu ihm, bis ich ihn

genauer erkannte. Das Blut stockte in meinen Adern. Ich hatte schon ägyptische Mumien gesehen, aber noch nie eine lebende. Nun daß eine vor mir, die Arme an den Lehnen angeschnallt, der Körper mit einem am Stuhl befestigten Korsett fixiert, der Kopf von einem Gestell gestützt, das Kinn und Wangen hielt.

Das Gesicht war alt, aber die Augen sahen mir jung und erwartungsvoll entgegen.

Von den zahlreichen Apparaturen führten Schlauchleitungen zu dem Körper und verschwanden irgendwo in seinem Gewand.

Er mußte das Entsetzen auf meinem Gesicht bemerkt haben, denn er sagte:

»Keine Angst – komm näher, mein Kind ...«

Eigentlich war es kein Sprechen, auch wenn ich seine Worte verstand. Sie glichen akustischen Symbolgruppen, wie ich sie schon von einem Computer gehört hatte.

Seine Augen sahen jetzt Achims Vater an.

»Wäre es nicht an der Zeit, Junge, sie aufzuklären?«

Ich blieb stehen, bis ich die Hand meines zukünftigen Schwiegervaters auf meiner Schulter spürte.

»Hör gut zu, Annette, und sei tapfer. Du sollst das Geheimnis unserer Familie erfahren, denn du wirst bald zu ihr gehören. Der Stammvater unseres Geschlechts brachte aus Byzanz ein Lebenselixier mit. Da jedoch auf unserer Welt nichts vollkommen ist, besaß es einige bedauerliche Nachteile. Es ermöglichte zwar eine Lebensverlängerung des Gehirns, nicht aber des Körpers, auf dessen Kosten die Prozedur geht. Dies hier ist das erste Zimmer, ein Übergangsstadium, das lediglich zur Vorbereitung für die

Anwendung des Elixiers dient. Du stehst vor meinem Vater, Annette.«

Ich wußte es längst, aber es dauerte endlose Sekunden, ehe ich stammeln konnte:

»Und ... aber warum ...?«

In den Augen der lebenden Mumie leuchtete es auf.

»Sie fragt warum? Gute Frage ... Verstand ... Frisches Blut. Adel?«

Allmählich gewöhnte ich mich an das Traumhafte meines Erlebnisses.

»Nein. Aber eine Seitenlinie.«

»Gut, sehr gut. Wir brauchen frisches Blut. Man sieht es an mir.«

Ich starrte ihn wortlos an, und er fuhr fort:

»Mein Vater ... frischer. Kein Vergleich zu mir ...«

Langsam stieg Begreifen in mir auf.

»Ihr Vater ...? Er lebt noch?«

»Ja. Nebenan. Ich höre ihn oft bellen.«

Meine mühsam gewahrte Haltung begann zu bröckeln.

»Komm noch näher, mein Kind. Ich bin müde. Gib mir einen Kuß auf die Stirn ...«

In seinen Augen stand ein verzweifelt Flehen. Obwohl mich Übelkeit würgte, zwang mich irgend etwas, mich über ihn zu neigen und seine Stirn zu küssen. Sie war nicht kalt, wie ich erwartete, sondern lebenswarm. Er hatte die Augen geschlossen, und auf seinem Antlitz erkannte ich das Lächeln unsäglicher Erleichterung.

Stumm führte mich Achims Vater in den nächsten Raum. Er war ebenfalls rund, aber von flackernden Farbblitzen erhellt. In seiner Mitte stand ein großes

Gitterbett, und in diesem Bett lag ein grüner Hund.

Jedenfalls glaubte ich im ersten Moment, es sei ein Hund.

Ein riesiger Computer, dessen Signalleuchten das flackernde Farblicht erzeugte, schloß das Bett von drei Seiten ein. An den Wänden, bis zur Decke hochgezogen, reihte sich Regal an Regal, durch Laufschiennen mit dem Computer verbunden. In den Regalen häuften sich Lochkarten, die in stetem Strom von und zum Computer wanderten, in ewiger Bewegung, ruhelos und scheinbar sinnlos.

Dann stand ich vor dem Bett.

Es war kein Hund, wie ich zuerst geglaubt hatte, sondern ein Mensch, dessen Körper sich zurückentwickelte. Arme und Beine waren verstümmelt, regelrecht in den eingeschrumpften Körper zurückgewachsen. Nur noch der Kopf wies eine entfernte Menschenähnlichkeit auf. Der ganze Körper war mit grünen Schimmelfäden bedeckt, die im Licht der flackernden Lampen wie smaragdene Kristallsaiten aufleuchteten.

Doch dann sah ich die Augen.

Das tausendfache Leben, das mir aus ihnen entgegenstrahlte, ließ mich alles ringsherum vergessen: den mißgestalteten Körper, den grünen Schimmel und auch die tierische Schnauze, die sich nun öffnete und ein unverständliches Knurren und Bellen ausstieß. Und seltsam: obwohl es in meinen Ohren auch wie Bellen klang, formten sich in meinem Gehirn kristallklare Gedanken zu wohltönenden Worten.

»Ei, willkommen, schönste Demoiselle. Verzeiht einem alten Mann, wenn er sich nicht erhebt, euch die schuldige Reverenz zu erweisen.«

Das Stadium der Panik hatte ich inzwischen überwunden, selbst das der Verwunderung. Unter dem Eindruck der übermächtig strahlenden Augen hatte ich den Weg zu mir selbst gefunden. Immer noch verspürte ich Ekel, aber ich begann das seltsame Geschöpf bereits seiner Augen wegen zu lieben. Seine Gedanken streichelten zärtlich meine Gehirnzellen; ich empfand plötzlich ein nie zuvor gekanntes Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit.

Dann waren Fragen in meinem Gehirn, Fragen nach meiner Herkunft und nach meinem Wissen, nach meiner Familie und nach meinen Gedanken. Ehe ich mich dessen versah, hatte ich ihm mein ganzes Leben erzählt, und das meiner Eltern und meiner Bekannten.

Es mußten Stunden vergangen sein. Immer noch liefen die Lochkarten durch den Computer. Sie speicherten alles, was ich wußte und erzählte. Sie hielten es für alle Zeiten fest.

Und dann, als ich fertig war, begann ich zu fragen. Lautlos formten sich die Antworten in meinem Gehirn und schlossen den Kreis.

Zweihundert Jahre lang lebte jeder Sproß des Geschlechts. Mit neunzig Jahren bezog er die erste Kammer. Immer der älteste Sohn trat das Erbe an – das Erbe der geistigen Sublimierung. In der zweiten Kammer verblieb er so lange, bis der Körper restlos aufgezehrt war und mit seiner Substanz das Gehirn ernährt hatte. War das geschehen, kam das Gehirn in die Schreine unter den Bildern der Ahnengalerie in eine Nährlösung, wo es weiterlebte. Vor der Überführung in den Schrein jedoch gab jedes Gehirn das gesammelte Wissen der Generationen an seinen Nach-

folger weiter, der es im Computer speicherte und um seine eigenen Erfahrungen vermehrte.

Wieder drängte sich mir die Frage auf:

»Aber wozu das alles ...? Warum ...?«

»Geduld, mein Kind, du wirst es erfahren – wenn es an der Zeit ist. Eines Tages wird die Menschheit dieses gesammelte Wissen benötigen – an jedem Tag nämlich, an dem sie das Geheimnis ihres Ursprungs enträtselt hat. Nun aber geh, ich habe zu arbeiten.«

»Geheimnis des Ursprungs?« fragte ich, aber ich erhielt keine Antwort mehr. Die Augen, diese herrlich blauen und wissenden Augen, hatten sich geschlossen.

Nur die Lichter des Computers flackerten, farbiger und intensiver als vorher.

Achims Vater führte mich in die Welt der Wirklichkeit zurück und ich glaubte, geträumt zu haben.

Aber ich wußte, daß es kein Traum gewesen war.

Nachtrag am 17. April 2039 n. Chr.

Heute brachte mein Enkel Andreas seine Braut zu uns. Sie ist ein liebes Mädchen, Marskolonistin in zweiter Generation. Sie ist jetzt bei Achim, der seit einem Jahr in der ersten Kammer weilt.

Gebe Gott, daß sie die letzte in der langen Reihe ist.

Das erste Photonen-Raumschiff steht kurz vor der Vollendung. Wenn sie die Plutobahn überschreiten, werden sie auf die Patrouillenkreuzer der Asen stoßen. Dann wird das Geheimnis des Ursprungs der Menschheit gelöst sein, und die Gehirne der Entwicklungs-Kommissare werden endlich, endlich sterben dürfen.

CLARK DARLTON

Transplantation

Guiseppe Montelli saß auf der harten Holzpritsche und starrte gegen die Gitter der Ventilationsanlage. Die Zelle hatte kein Fenster, und außer der stählernen Tür gab es keinen Ausweg aus ihr. Wenigstens nicht für ihn, Montelli. Wäre es eine Maus gewesen, hätte er vielleicht durch die sanitären Anlagen entweichen können, aber er war alles andere als eine Maus. Er war ein kaltblütiger Killer, der beim letzten Bankraub zwei Polizisten niedergeschossen und getötet hatte.

Deshalb saß er auch in dieser Zelle, der letzten Station vor der Todeszelle. Morgen früh würde er umziehen.

Der Tod schreckte Montelli nicht, aber der Gedanke daran, daß die 200 000 guten Dollar in gebrauchten Scheinen in ihrem Versteck verschimmeln würden, bereitete ihm eine ganze Menge Ärger. Sie hatten versucht, das Versteck aus ihm herauszuprügeln, aber es war den Bullen nicht gelungen.

Ben Miller und Kel Dave würde es ziemlich egal sein, ob sie ihn ins Jenseits beförderten oder nicht. Aber ihnen würde das Geld nicht egal sein. Sie hatten zwar vorher ihren Anteil kassiert, aber solche Burschen bekamen den Hals nie voll. Ab morgen würde ihnen das alles nichts mehr nützen. Ihre Rechtsanwälte waren schlecht gewesen, also bekamen sie auch nichts von dem Geld.

Montelli grinste flüchtig und sah auf seine Uhr, die man ihm gelassen hatte. Noch zehn Stunden, unge-

fähr. Schlimm würde es nicht sein. Die Kapseln fielen in die Säure, das Gas entwickelte sich, er würde ein paarmal tief durchatmen – und vorbei.

Aber das Geld, das verdammte Geld!

Da hatte man sein ganzes Leben geschuftet, und endlich kam die große Chance. Das Unternehmen gelang, wenn auch zwei Bullen draufgingen, und dann schnappten sie einen. Zum Glück, nachdem das Geld verteilt und der eigene Anteil in Sicherheit gebracht worden war. Aber den Idioten war ja die Sühne wichtiger als Geld. Sie wollten ihn tot sehen, und dabei verzichteten sie auf 200 000 Dollar.

Schritte näherten sich auf dem Gang. Sie hallten von den kahlen Wänden wider. Montelli konnte es deutlich hören. Insgeheim hoffte er noch immer auf ein Wunder, einen Aufschub oder gar eine Begnadigung. Er hatte die Hälfte der versteckten Beute dafür geboten.

Aber es war nur der Gefängnispfarrer, der dem zum Tode Verurteilten den letzten Trost zuteil werden lassen wollte.

Montelli warf ihn aus der Zelle.

Der Pfaffe half ihm auch nicht weiter. Wenn er schon zur Hölle fuhr, dann ohne die seichten Bibelsprüche, die ihm nichts sagten. Er wollte die Intervention des Gouverneurs, sonst nichts. Wenn er erst einmal im Zuchthaus saß, hatte er Zeit genug, sich einen Weg in die Freiheit auszudenken.

Nach acht Stunden.

Vielleicht sollte er schlafen, aber dann verging die Zeit noch schneller. Warum auch schlafen? »Danach« würde er noch genug schlafen können.

Wieder Schritte auf dem Flur. Montelli sah hastig

auf die Uhr, ehe die Tür sich öffnete. Wenn es wirklich eine Begnadigung war, warum kamen dann mehrere Leute? Oder hatten sie die Hinrichtung vorverlegt ...?

Es war der Gefängnisdirektor persönlich. In seiner Begleitung befanden sich zwei Herren, die Montelli noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Der eine hatte graue Haare und mochte sechzig Jahre alt sein. Der andere war etwas jünger. Hinter ihnen tauchten zwei schwerbewaffnete Polizisten auf.

Der Direktor blieb dicht vor Montelli stehen, der auf seiner Pritsche sitzen geblieben war.

»Diese beiden Herren sind Professor Dr. Bernstein und Dr. Ron Black. Sicherlich haben Sie noch nie etwas von ihnen gehört, aber das spielt im Augenblick keine Rolle. Sie wissen, daß Sie morgen früh sterben, und ich kann Ihnen mitteilen, daß der Gouverneur sowohl den Aufschub des Hinrichtungstermins wie eine Begnadigung abgelehnt hat.« Er machte eine kleine Pause, um seine Worte wirken zu lassen. Montellis Gesicht blieb ausdruckslos. Wenn schon der Termin feststand, warum kam dann der Direktor mit den beiden Kerlen zu ihm? Das hatte doch seinen Grund. Also hielt er den Mund. Der Direktor fuhr fort: »Aber wir wollen Ihnen trotzdem eine Chance geben, und zwar mit offizieller Genehmigung von Washington. Damit hat der Gouverneur nichts zu tun, Montelli. Wenn Sie unseren Vorschlag annehmen, gibt es keine Hinrichtung ...«

Montelli war unwillkürlich aufgesprungen, aber dann setzte er sich wieder.

»Die beiden Herren sind wahrscheinlich von der Bank?«

»Nein. Das Geld, das Sie versteckten, interessiert uns nicht. Es handelt sich vielmehr um ein wissenschaftliches Experiment, zu dem eine Person notwendig ist, deren freiwillige Einwilligung wir benötigen. Und da Sie außer Ihrem Leben nichts mehr zu verlieren haben, möchten wir Ihnen einen Vorschlag unterbreiten.«

Abwägend betrachtete Montelli den Direktor und die beiden Herren in dunklen Anzügen. Ein wissenschaftliches Experiment also! Und wahrscheinlich ging er dabei drauf. Würden sie sonst zu einem kommen, der ohnehin zum Tode verurteilt war? Immerhin hatte der Direktor von einer Chance gesprochen ...

»Habe ich, falls ich akzeptiere, eine Überlebenschance?«

Der Direktor sah den grauhaarigen Dr. Bernstein an. Der nickte:

»Mehr als das, Mr. Montelli. Sie werden leben, dafür kann ich garantieren. Es ist nur ... aber darüber unterhalten wir uns, wenn Sie angenommen haben. Vorher möchte ich nichts weiter dazu sagen, nur: Sie werden nicht sterben, wenn Sie akzeptieren.«

»Dann ist der Fall doch klar, Doktor. Natürlich bin ich einverstanden. Von mir aus können Sie mir beide Beine abnehmen, wenn ich nur nicht in diese verdammte Gaskammer muß. Also, schießen Sie los.«

Der Direktor drückte Montelli auf die Pritsche zurück.

»Nicht so hastig! Sie sind einverstanden – gut. Aber wir wollen nichts überstürzen. Ich werde Washington unterrichten, was einem vorläufigen Aufschub gleichkommt. Morgen unterhalten wir uns weiter, zu

einer Stunde, in der Sie eigentlich schon tot sein sollten. Schlafen Sie gut, Montelli. Jetzt können Sie es ja.«

Sie verließen sie Zelle. Die Tür schloß sich. Montelli war wieder allein.

Es war, als habe er geträumt. Von einer Sekunde zur anderen war ihm eine Galgenfrist eingeräumt worden. Auch wenn er ablehnte, so fielen die Kapseln – verdammtes Zyankali – auf keinen Fall schon morgen früh in den Säurebehälter. Morgen nicht!

Und wenn er annahm, würde er weiterleben, das hatte dieser Bernstein versichert. Wo aber lag dann das Risiko, das sie zwang, für ihr Experiment einen zum Tode Verurteilten heranzuziehen? Ein Risiko *mußte* es doch geben!

Montelli seufzte und streckte sich auf der Pritsche aus.

Ach was, das hatte Zeit bis morgen. Nun wollte er erst einmal schlafen, richtig schlafen.

Das Büro des Gefängnisdirektors war nüchtern und zweckmäßig eingerichtet. Montelli war schon zweimal hier gewesen, einmal nach der Einlieferung und das andere Mal nach der Urteilsverkündung. Jetzt, das dritte Mal, war der Anlaß vielleicht ein erfreulicherer.

Man bot ihm eine Zigarette an, und dann holte der Direktor sogar eine Flasche aus dem Bücherschrank. Bernstein und Dr. Black saßen an einem zweiten Tisch, vor sich einen Haufen Akten und Bücher. Montelli hatte in dem Besuchersessel Platz genommen. Es war zehn Uhr, vier Stunden nach seiner geplanten Hinrichtung.

»Fangen Sie an, meine Herren«, sagte er leutselig.

Der Gedanke an seine vorerst noch nicht verlorenen 200 000 Dollar stimmte ihn fröhlich, obwohl er noch nicht wußte, was er in den nächsten Minuten zu hören bekam. »Ich bin ganz Ohr.«

Der Direktor nickte Dr. Bernstein zu.

Der Herr mit den grauen Haaren legte die Hand auf einige Schriftstücke.

»Wie Sie wissen, Mr. Montelli, wurden im vergangenen Jahr erfolgreiche Herztransplantationen vorgenommen. Die meisten der Patienten überlebten die Operation und erfreuen sich sogar noch bester Gesundheit. Sie werde auch wissen, daß die Spender der notwendigen Herzen meist Opfer von Unfällen waren. Die Mediziner waren also stets auf den Zufall angewiesen, und der Hintergrund solcher Experimente darf auch von mir ruhig als äußerst makaber bezeichnet werden.«

»Wollen Sie mein Herz haben?« fragte Montelli, nicht gerade beruhigt.

Dr. Bernstein schüttelte den Kopf.

»Nein, keine Sorge. Wir wollen auf der einen Seite weniger, auf der anderen aber eigentlich alles. Doch lassen Sie mich weiter berichten, damit Sie auch die Hintergründe kennenlernen. Es wurden Transplantationen anderer Organe durchgeführt, aber viele mißlingen, weil der Körper des Menschen sich gegen Fremdorgane wehrt. Das brachte meine Freunde Dr. Black und Dr. Kolov auf den Gedanken, es einmal ganz anders zu versuchen. Wir gingen davon aus, daß ein vertauschtes Herz oder eine umgepflanzte Niere zwar die Lebenserwartung eines Menschen erhöhen könnte, aber nur, was die Gesundheit dieser beiden Organe angeht. Das wirkliche Problem solcher

Transplantationen liegt doch ganz woanders. Wenn schon ein Austausch, dann doch der Austausch sämtlicher Organe, nicht wahr?«

Montelli nickte verständnislos.

»Ja, natürlich, das begreife ich. Aber wäre das nicht zu kompliziert? Es gelingt ja kaum bei einem Organ. Und da wollen Sie alle ...«

»Es ist längst nicht so kompliziert, wie es sich anhört«, sagte Dr. Bernstein ruhig. »Bekanntlich gehören ja zu den Organen auch die entsprechenden Körper. Alle Organe sind in dem dazugehörigen Körper vereinigt. Wenn ich sie also einem anderen Individuum geben möchte, nehme ich doch ganz einfach gleich den Körper. Das ist einfacher, ungefährlicher und völlig ohne Risiko.«

»Das verstehe ich nicht«, unterbrach ihn Montelli befremdet. »Sie können doch nicht einen Körper gegen einen Körper austauschen. Wie soll das vor sich gehen?«

»Doch, ich tausche Körper gegen Körper aus. Ich muß allerdings zugeben, daß das in der medizinischen und psychologischen Praxis anders aussieht. Scheinbar wird im eigentlichen Experiment Gehirn gegen Gehirn ausgetauscht.«

Eine Weile herrschte Schweigen. Montelli versuchte, den Sinn der Worte Dr. Bernsteins zu begreifen. Der Arzt half ihm:

»Es ist so, Mr. Montelli: Ihr Körper ist jung, aber er wurde dazu verurteilt, heute früh zu sterben. Mein Körper ist alt, ihn hat die Natur zum baldigen Tod verurteilt. Er kann aber auch noch einige Jahrzehnte leben – und das würde dann *Ihr* Risiko sein, falls wir zu einer Einigung gelangen.«

»Ich verstehe nicht ...«

»Warten Sie ab, Mr. Montelli. Sie haben einen Körper, aber was wäre dieser Körper ohne Ihr Gehirn, ohne Ihr Bewußtsein, Ihren Charakter und ohne Ihren Erinnerungsspeicher? Ihm fehlte das, was wir als Seele bezeichnen. Wenn Sie und ich unser Gehirn austauschen, wird Ihr junger und gesunder Körper mit meinem Bewußtsein weiterleben. Umgekehrt findet Ihr Bewußtsein eine neue Heimat in meinem Körper, dessen natürliche Lebenserwartung vielleicht noch zehn oder fünfzehn Jahre beträgt. Das ist immerhin noch besser als vierundzwanzig Stunden oder weniger.«

Montelli nahm sein Glas und leerte es mit einem Zug. »Mit anderen Worten«, sagte er heiser, »ich bekomme Ihr Gehirn?«

Dr. Bernstein lächelte.

»Ja, so könnte man es auch ausdrücken. Und ich bekomme das Ihre.«

In Montellis Gesichtsausdruck trat plötzlich ein nachdenklicher Zug.

»Damit erhalten Sie auch meine Erinnerung, nicht wahr?« Er lächelte hinterhältig. »Das könnte Ihnen so passen! Sie wollen nur herausbringen, wo ich mein Geld versteckt habe. Mit mir nicht, meine Herren, mit mir nicht. So ein billiger Trick ...«

Dr. Bernstein hob beide Hände mit beschwörender Geste.

»Sie verstehen das völlig falsch, Mr. Montelli. Natürlich erhält mein jetziger Körper Ihr Gehirn und damit auch Ihr Erinnerungsvermögen, aber auch Ihre Mentalität, Ihren Charakter – Ihr ganzes Ich. Sie werden ich, Mr. Montelli, und ich werde Sie. Das Ge-

heimnis Ihres Geldes bleibt bei Ihnen verankert, nur haben Sie dann meinen Körper. Begreifen Sie jetzt?«

Montelli begriff. Sein Geheimnis würde bei ihm bleiben, bei keinem anderen. Sein Ich würde sich nur äußerlich verwandeln, es würde aber es selbst bleiben. Er opferte einige Jahre seines Lebens – das war alles. Und es war besser, als sofort zu sterben.

»Die Operation selbst – was ist mit ihr? Haben Sie schon praktische Erfahrung?«

»Wir führten sie mehrmals durch, allerdings waren die Spender kurz zuvor verstorben. Die Operationen selbst gelangen, aber wir konnten das Gehirn leider nicht mehr zum Leben erwecken. Es starb zu rasch. Und damit starben auch die Patienten, die allerdings im Falle einer Nichtbehandlung auch gestorben wären. Glauben Sie, ich würde mich persönlich für das Experiment zur Verfügung stellen, wenn ich auch nur den geringsten Zweifel am Erfolg hätte?«

Das überzeugte Montelli.

»Ich bin einverstanden«, murmelte er und sah den Gefängnisdirektor an. »Unter der Bedingung, daß Sie später nicht den Körper des Professors mit meinem Gehirn in die Gaskammer schicken.«

»Selbstverständlich nicht«, versicherte Dr. Bernstein. »Sie werden Ihr Leben in einer Anstalt verbringen, die ich selbst aussuchte. Ich benötige zu meinem Studium *beide* Körper.«

Montelli rückte den Sessel näher an den Tisch heran.

»Haben Sie was zum Unterschreiben? Dann geben Sie es her, ehe ich es mir anders überlege ...«

Der Mann hieß Kel Dave und lag lang ausgestreckt

auf einer breiten Couch, starrte gegen die Decke und ließ achtlos eine Zigarette im Aschenbecher verqualmen. Einige Meter entfernt flegelte sich ein breitschultriger Kerl in einem Sessel und zeichnete mit dem Schuhabsatz die Muster des Perserteppichs nach.

»Ich kann mich nicht geirrt haben!« wiederholte er.
»Es war Montelli, darauf kannst du Gift nehmen.«

Dave veränderte seine Stellung kaum.

»Montelli ist tot, mein Lieber, das stand in allen Zeitungen. Sie haben ihn vorschriftsmäßig ins Jenseits befördert – und darauf kannst *du* Gift nehmen. Damit sind auch die Piepen flöten, der Hauptanteil. Die finden wir nie. Ich habe schon seine ganze Bude auf den Kopf gestellt. Nichts. Nicht einmal ein Hinweis.«

»Er war es«, blieb Ben Miller, der Knacker, bei seiner Behauptung. »Glaubst du, ich wäre sofort zu dir gerannt, als ich ihn das erste Mal sah? Denkste. Zuerst war sein Bild in der Zeitung, ein bißchen undeutlich, aber ich erkannte ihn sofort. Hat jetzt einen Bart und etwas graue Haare. Sieht ein Blinder, daß die gefärbt sind. Kommen schwarz nach, wie Montellis Haare. Also, ich sah das Bild und las den Text darunter. Danach nennt sich unser lieber Guiseppe nun Professor Dr. Bernstein – auch ein schöner Name, oder ...? Ein Arzt oder so was.«

»Du bist verrückt«, erklärte Kel Dave.

Aber Miller ließ sich nicht beirren.

»Er sollte einen Vortrag halten, also ging ich hin. Kam mir ja ein wenig komisch vor zwischen den gelehrten Herren, aber das war mir egal. Ich saß ziemlich vorn und ließ ihn nicht aus den Augen. Er tat so, als erkenne er mich nicht. Sah richtig durch mich

hindurch und quatschte so ein verrücktes Zeug von Organtrans... tran...«

»Transplantationen«, half Dave ruhig aus.

»Ja, so ähnlich. Wo er das nur wieder her hat! Jedenfalls spielte er den gescheiten Mann, und er ist ein guter Schauspieler. Aber mich konnte er nicht täuschen. Es war Montelli, das schwöre ich dir. Auch wenn er jetzt Bernstein heißt und offiziell hingerichtet wurde. Vielleicht konnte er fliehen, und die da oben wollen es nur nicht zugeben.«

»Das glaubst du doch wohl selbst nicht, Knallkopf! Das ganze FBI wäre hinter ihm her ...«

»Kannst du dich erinnern«, unterbrach ihn Miller gelassen, »daß Montelli mal ein Ding mitgekriegt hat, dicht unter dem linken Ohr, Streifschuß? War eine Narbe, über die er sich immer so ärgerte.«

»Hat er«, knurrte Dave uninteressant. »Na und?«

»Dieser Bernstein hat auch eine Narbe unter dem linken Ohr, und die sieht genauso aus wie die von Montelli. Glaubst du mir nun?«

»Das kann Zufall sein.«

Ben Miller schüttelte den Kopf, dann griff er in die Brusttasche, schob den kurzläufigen Revolver im Schulterhalfter zur Seite, und zog eine Zeitung hervor. Er warf sie Kel Dave aufs Bett.

»Jetzt bin ich es leid, Kel. Sieh dir das Foto an, und dann sage mir, was du denkst. Ich habe es mir bis zuletzt aufgespart, als Hauptargument. Wurde gestern bei dem Vortrag gemacht ...«

Dave nahm die Zeitung und hielt sie hoch. Er fand das Bild sofort, und kaum hatte er den Mann darauf erkannt, da verlor er seine bisherige Ruhe. Er setzte sich hin und starrte fassungslos auf das Bild des noch re-

lativ jungen Mannes mit den grauen Haaren, der hinter einem Rednerpult stand und mit einem Zeigestock auf eine Tafel deutete, die an der Wand hing. Er war deutlich im Profil zu sehen, von der linken Seite her. Die grauen Schläfenhaare verdeckten die Narbe nicht.

Kel Dave ließ die Zeitung sinken.

»Verdammt, ich fresse meine Schuhe, wenn das nicht Montelli ist!«

Miller streckte gemütlich die Beine aus.

»Sage ich ja die ganze Zeit. Und was gedenkst du nun zu tun ...?«

Nachdem das Experiment geglückt war, ließ sich der neue Dr. Bernstein längere Zeit nicht in der Öffentlichkeit sehen. Auch machte sich seine bisherige Presescheu bezahlt, denn nur seine engsten Mitarbeiter und Freunde kannten ihn dem Aussehen nach. Obwohl sein Name in der gesamten Fachwelt nur mit Respekt genannt wurde, hatten ihn die wenigsten Kollegen jemals zu Gesicht bekommen.

Es fiel ihm schwer, sich an seinen neuen Körper zu gewöhnen. Untersuchungen hatten bestätigt, daß es sich um einen ungewöhnlich gesunden und widerstandsfähigen Körper handelte. Alle Organe befanden sich in bester Verfassung. Die Lebenserwartung betrug noch gut fünfzig Jahre.

Und wenn der Körper gesund war, machte auch das ältere Gehirn mit.

Die ersten Wochen verbrachte Dr. Bernstein im Institut unter der ständigen Aufsicht Dr. Blacks und Dr. Kolovs. Die Narbe am Haaransatz war längst verheilt und verdeckt. Bernstein fühlte sich als Bernstein, und er hatte es auch nicht anders erwartet.

Als er dann später Montelli in seiner Anstaltszelle besuchte, betrachtete er das, was einstmals er gewesen war, mit einer Mischung aus Interesse und Abscheu. Sein Körper, der hatte sich nicht geändert. Aber in ihm wohnte nun ein anderer, ein Bankräuber und Doppelmörder.

»Soll ich vielleicht ewig in diesem Loch bleiben?« fragte Montelli mit Bernsteins Stimme. »Ich stehe Ihnen übrigens gut. Ihr ehemaliges Klappergestell hingegen gefällt mir überhaupt nicht.«

»Sie haben hier alles, was Sie zum Leben benötigen, Montelli. Daß wir Sie nicht laufenlassen können, wußten Sie auch. Der Bundesgerichtshof hat inzwischen Ihr Urteil in *lebenslänglich* umgewandelt. Wir könnten Sie also ins Zuchthaus einliefern, aber wir stehen zu unserer Abmachung. Sie bleiben hier. Ein Fluchtversuch annulliert den Vertrag.«

»Möchte wissen, wie ich mit diesem sensiblen Gerüst fliehen soll. Der Geist ist willig ... aber das kennen Sie ja.«

Dr. Bernstein nahm einen Anlauf und sagte:

»Man erwartet von Ihnen, daß Sie das Versteck des von Ihnen geraubten Geldes angeben, damit die Hinterbliebenen der beiden ermordeten Polizisten ausreichend versorgt werden können.«

Montelli begann schallend zu lachen. Er konnte sich kaum noch beruhigen. Endlich ächzte er:

»Mann, Sie machen mir Spaß. Als ob die bedauernswerten Witwen etwas von dem Geld erhielten, das der Bank gehört! Keinen Cent sehen die davon, ob ich es herausrücke oder nicht. Also behalte ich es auch.«

»Sie haben nichts mehr davon.«

»Sie auch nicht.«

Dr. Bernstein seufzte.

»Sie zeigen keinen Funken von Reue oder Dankbarkeit. Schließlich habe ich Ihnen das Leben gerettet. Gut, Sie haben der Wissenschaft einen Dienst erwiesen – und mir auch. Aber vorher haben Sie zwei Leben ausgelöscht. Das wären zwei gegen eins. Zumindest für einen Mord müssen Sie noch sühnen. Leben Sie wohl. Ich frage in einigen Wochen noch einmal nach. Vielleicht ändern Sie Ihre Meinung.«

Montelli gab keine Antwort. Er sah hinter Dr. Bernstein her, bis sich die Tür geschlossen hatte. Dann wurde sein Gesicht plötzlich sehr nachdenklich.

Wenn er es geschickt anstellte, waren die 200 000 Dollar der Schlüssel zu der Tür, die in die Freiheit führte ...

Der Vortrag, den Dr. Bernstein hielt, war eine Art Generalprobe. Er hatte sich inzwischen so verändert, daß die Ähnlichkeit mit dem offiziell hingerichteten Mörder Montelli nur eine zufällige sein konnte. Er wurde mehrmals auf diese Ähnlichkeit hin angesprochen, aber seine fröhliche Argumentation zu diesem Thema erstickte jeden Verdacht im Keim.

Seine Haare waren länger geworden und er hatte sie grau färben lassen, um älter zu erscheinen. Ein dichter Backenbart verdeckte die Narbe unter dem linken Ohr. Ein kurzgehaltener Spitzbart vervollständigte die äußere Verwandlung.

Dr. Bernstein fühlte sich bereits so sicher, daß er das Institut auch tagsüber verließ und sich in der Öffentlichkeit sehen ließ. Er bezog sein neues Heim, das in einem ruhigen Vorort der Stadt lag, engagierte

eine Haushälterin und begann, die Lebenskraft seines jungen Körpers zu nutzen. Black und Kolov fürchteten bald, daß er dadurch seine Studien vernachlässigen könnte, aber der Gelehrte beruhigte sie:

»Das gehört zum eigentlichen Experiment, meine Herren. Wir müssen herausfinden, wie seit die Verfügbarkeit über einen anderen Körper die charakterlichen Eigenschaften des Unterbewußtseins beeinflussen. Ist das bei mir der Fall, so wird es bei Montelli ähnlich sein. In meinem Fall ist es die Jugend, die mein Wunschenken fördert. Ich hoffe, daß bei Montelli das ehrwürdige Alter seines neuen Körpers einen entsprechenden Eindruck ausübt.« Er räusperte sich. »Keine Sorge, meine Herren, ich stürze mich keineswegs in unüberlegte Abenteuer. Aber ein wenig sehe ich mich schon um, das können Sie mir nicht verübeln. Übrigens bin ich jederzeit bereit, die nächste Verpflanzung vorzunehmen – falls Sie über geeignete Objekte verfügen.«

An diesem Abend zog er sich besonders flott an, bestellte ein Taxi und gebot seiner Haushälterin, sich möglichst früh ins Bett zu begeben. Sie solle sich um nichts kümmern, was im Hause vor sich gehe, und vielleicht brächte er sogar Besuch mit.

Er ließ sich in die City bringen, entlohnte den Fahrer und mischte sich unter die vergnügungssüchtige Menge. Er fühlte sich frei und ungebunden, ein junger und reicher Mann, der das ganze Leben noch vor sich hatte, obwohl es in Wirklichkeit schon hinter ihm lag.

Als er vor den Kinoplakaten stand und die Anzeigen durchlas, fiel ihm ein Mann auf, den er schon einmal gesehen hatte. Eben, als er unentschlossen an

einem Nachtkabarett vorüberschlenderte und von dem Portier aufgefordert wurde, einzutreten. Natürlich war er da nicht hineingegangen.

Der Mann war da auch in der Nähe gewesen. Er folgte ihm also – oder es war Zufall? Das mußte sich doch herausfinden lassen. Dr. Bernstein kam sich auf einmal wie ein Detektiv auf Gangsterjagd vor, und er ahnte nicht, wie nahe er damit der Wirklichkeit kam.

Langsam ging er weiter, bis er den Eingang eines Lokals erreichte, das er flüchtig kannte. Er wußte, daß es von reichen Nichtstuern und hübschen jungen Damen bevölkert war, manchmal auch von zwielichtigen Gestalten und von Polizisten in Zivil, die sich hier wertvolle Hinweise erhofften.

Dr. Bernstein betrat den halbdunklen Raum und fand einen Tisch nahe bei der Bühne in einer geschützten Nische, von wo aus er einen guten Überblick hatte. Eine Sängerin mit ausgezeichnete Figur mühte sich ab, einen weltbekannten Song derart zu verändern, daß er völlig neu, wenn auch nicht besser wirkte.

Der Verfolger hatte denselben Entschluß gefaßt wie Dr. Bernstein. Direkt am Nebentisch nahm er Platz, nickte dem Professor mit einem Zwinkern des heimlichen Einverständnisses zu und bestellte sich einen doppelten Whisky. Bernstein wußte, daß er den Mann heute erstmals in seinem Leben gesehen hatte.

Die Sängerin wurde durch ein Tanzpaar abgelöst, dessen groteske Verrenkungen Bernstein nichts sagten. Er hatte Zeit, sich mit seinem Nachbarn zu beschäftigen. Der ließ ihn kaum aus den Augen.

Endlich, als er das Interesse des Gelehrten bemerkte, raffte er sich auf, nahm sein Glas und kam an den Tisch Bernsteins.

»Sie gestatten doch, Mister ...?« fragte er und setzte sich, ehe Bernstein etwas sagen konnte. Dann beugte der Fremde sich vor und zischelte Bernstein zu: »Braucht ja keiner zu wissen, daß wir uns kennen, alter Gauner. Hat Miller also doch recht gehabt, obwohl er sonst zu dumm ist, eine Kuh von einem Alligator zu unterscheiden.«

Dr. Bernstein war schon versucht, den Ober zu rufen, aber dann entschied er sich anders. Leise sagte er:

»Ich fürchte, Sie irren sich. Ich habe Sie noch nie im Leben gesehen. Vielleicht verwechseln Sie mich.«

Kel Dave leerte sein Glas und bestellte ein neues.

»Du warst schon immer ein falscher Hund, Montelli, aber mit der krummen Tour ist es jetzt vorbei. Wenn du nicht genau das tust, was ich dir sage, hole ich die Polypen, und dann vergasen sie dich wirklich. Ich weiß nicht, wie du es, angestellt hast, ich weiß nur, daß du leibhaftig vor mir sitzt. Und das genügt mir.«

»Sie irren sich wirklich ...«

»Schluß jetzt!« Daves Stimme bekam plötzlich einen eiskalten und harten Tonfall. Bernstein spürte etwas, das sich gegen seine Rippen preßte, und ahnte, daß es die Mündung einer Pistole war. »Wir werden uns noch den Striptease ansehen, dann verschwinden wir hier. Du gehst hübsch vor, ich hinterher. Und wenn du eine krumme Tour versuchst, hast du einen Fremdkörper zwischen den Rippen stecken. Du kennst mich ja.«

»Eben nicht«, seufzte Dr. Bernstein ergeben und überlegte fieberhaft, wie er den Kerl davon überzeugen konnte, daß er nicht der gesuchte Montelli war. War denn seine Maskerade noch immer nicht gut ge-

nug? »Sie werden bald Ihren Irrtum einsehen. Eine Ähnlichkeit mit einem Ihrer Freunde, das ist alles.«

»Ja, sogar die Narbe ist ein Zufall«, knurrte Dave sarkastisch und starrte Bernstein wütend an. »Du wirst mit dem Zaster rausrücken, sonst hole ich nach, wozu die Trottel im Zuchthaus nicht gekommen sind. So jung und schon tot – wäre doch schade, nicht wahr?«

Dr. Bernstein zerbrach sich den Kopf, was er tun sollte.

Der Kerl hielt ihn für seinen ehemaligen Komplizen Montelli, soviel war gewiß. Und bis zu einem gewissen Grad hatte er sogar recht. Aber wenn es um das Versteck des geraubten Geldes ging, würde sich ja der Irrtum herausstellen. Wenn Bernstein allerdings an die Methoden dachte, mit denen diese Art von Männern arbeitete, war ihm nicht besonders wohl in seiner Haut.

Die Vorführung der jungen Dame auf der kleinen Bühne konnte ihn nicht von seinen Sorgen ablenken, und dann spürte er wieder den harten Gegenstand in der Rippengegend.

»Also los, gehen wir. Wir bezahlen, wenn wir den Zaster haben.«

Dr. Bernstein sah sich hilflos um, aber da war niemand, der ihm hätte helfen können. Der Gauner hielt sich auch immer so dicht bei ihm, daß eine Flucht unmöglich wurde, und Bernstein war davon überzeugt, daß der Revolver, dessen Lauf er spürte, nicht mit Platzpatronen geladen war.

Wie zwei gute Freunde spazierten sie durch die Menschenmenge, und Bernstein hoffte verzweifelt, daß sie einem Bekannten begegnen würden. Aber

dann rief der Fremde ein Taxi, und damit befand er sich endgültig in der Gewalt seines Entführers.

Ben Miller öffnete die Tür und verzog sein Gesicht zu einem häßlichen Grinsen.

»Sieh mal einer an, wen wir da haben ...! Unser guter Montelli, von den Toten auferstanden. Und er ist sofort zu seinen lieben Freunden gekommen, um ihnen zu erzählen, wo er das viele schöne Geld versteckt hat.«

Er gab Bernstein einen Stoß in den Rücken, ehe Dave ihn daran hindern konnte.

»Aber Ben, so behandelt man keinen guten Freund«, sagte Dave und deutete auf einen Sessel, der neben dem ungemachten Bett stand. »Setz dich, Guiseppe. Mach es dir bequem. Whisky?«

Bernstein sank erschöpft in den Sessel. Wenn sie ihm die Verwechslung nicht glaubten, würde er wohl die Wahrheit erzählen müssen. Die Frage war nur, ob sie ihm diese Wahrheit glaubten.

»Nun pack mal aus, Montelli«, riet Kel Dave fast väterlich. »Wie hast du es geschafft, dem Henker durch die Lappen zu gehen. In den Zeitungen stand doch groß drin, daß du abgekratzt bist. Und nun bist du hier, quietschfidel und munter. Sozusagen in alter Frische.«

»Das ist ja der Irrtum.« Bernstein räusperte sich. »Ich bin nicht der Montelli, für den Sie mich halten. Mein Name ist Dr. Bernstein, ich bin Gehirnspezialist. Ich habe einen Paß bei mir ...«

»Eine prima Fälschung, ich weiß«, knurrte Dave dazwischen. »Sieht echter aus als die echten.« Sein Gesicht wurde plötzlich kalt und böse. »Jetzt wollen wir mal mit dem Theater aufhören. Ich weiß nicht,

was du dir davon versprichst. Glaubst du im Ernst, wir würden dich nicht wiedererkennen? Wir wollen ja nicht dein ganzes Geld, nur unseren Anteil. Du hast uns zu wenig gegeben, das weißt du wohl selbst. Oder kannst du nicht mehr rechnen?«

»Soll ich mal?« erbot sich Ben Miller und schob seine massige Gorillagestalt in den Vordergrund. »Ein Schlag, und er steht im Hemd.«

Dave schob ihn zurück.

»Nun, Montelli? Du kennst unseren lieben, kleinen Ben ...«

Bernstein schüttelte den Kopf.

»Ich kann Ihnen beweisen, daß ich nicht Ihr Montelli bin. Haben Sie ein Telefon?«

»Damit du uns deine Freunde auf den Hals holen kannst ...? Nein, mein Lieber. So dämlich sind wir nun auch wieder nicht.«

Bernstein seufzte.

»Ich kann Ihnen verraten, wo der echte Montelli ist. Allerdings werden Sie ihn kaum wiedererkennen, meine Herren. Aber das ist eine lange Geschichte. Wenn Sie die Güte besäßen, mir in aller Ruhe zuzuhören, könnten wir das bedauerliche Mißverständnis vielleicht klären, ehe etwas passiert, das Sie bereuen müßten.«

Miller schüttelte den Kopf.

»So geschwollen hat Montelli nie gequatscht«, stellte er mit sichtlichem Befremden fest.

Kel Dave nickte.

»Kann er gelernt haben.« Er sah Bernstein prüfend an. »Also los, erleichtere dein Herz. Aber ich warne dich. Wenn du nur Zeit gewinnen willst, lasse ich Ben auf dich los.«

Sie setzten sich ihm gegenüber und starrten ihn erwartungsvoll an. Dr. Bernstein begann mit seiner Geschichte und bemühte sich, sie so einfach zu bringen, daß auch ein Laie sie begriff. An den Mienen seiner beiden Zuhörer erkannte er, daß sie ihm nicht glaubten. Aber er mußte sie überzeugen. Er wußte jetzt, daß sein Leben davon abhing. Besonders der viel höflichere Kel Dave war gefährlich. Bei soviel Geld kam es ihm sicher nicht auf einen Mord mehr oder weniger an.

»... und so gelangte der offizielle Bericht über Montellis Hinrichtung in die Presse, obwohl er in meiner ursprünglichen Gestalt, aber mit seinem Gehirn und seinen Erinnerungen in der sicheren Zelle einer Privatanstalt sitzt. Ich habe auch schon versucht, ihn wegen des Geldes auszufragen, aber Sie können sich vorstellen, welche Antworten er mir auf meine Fragen gab. Ich gebe zu, das Ganze klingt absurd und verrückt, aber ich schwöre Ihnen, daß es wirklich so gewesen ist. Ich wollte einen der Ärzte anrufen, die die Operationen nach meinen Anweisungen vornahmen, aber Sie hinderten mich daran. Sie werden mir ja kaum erlauben, mit dem FBI zu telefonieren oder mit einer gut informierten Regierungsstelle. Aber das wäre der Beweis für Sie.«

Dave warf Miller einen warnenden Blick zu und überlegte. Seine Frage, die er dann stellte, bewies seine Intelligenz:

»Wie ist die Transplantation eines Gehirns möglich, wenn es mehr als zehn Milliarden Nervenanschlüsse zu verbinden gibt?«

»Ich habe da eine besondere Methode entwickelt, die ich Ihnen nicht in wenigen Worten erläutern

kann. Die Verschmelzung der getrennten Anschlüsse erfolgt anatom-automatisch, so habe ich es genannt.«

»Das ist doch alles Blödsinn!« rief Ben Miller und schlug sich auf die fetten Oberschenkel. »Hört sich an wie so eine Kurzgeschichte aus einem verrückten Science-Fiction-Magazin. Aber ich habe damals den Vortrag gehört, und es war wirklich Montelli, der ihn hielt.«

»Es war Dr. Bernstein«, sagte Kel Dave ganz ruhig und, wie es schien, auch überzeugt. »Dieser Mann hier ist nicht unser Montelli, wenn er auch in seinem Körper herumläuft. Wir müssen Montelli aus der Anstalt holen, das ist die einzige Möglichkeit. Und wir schaffen es nur mit seiner Hilfe.« Er deutete auf Bernstein. »Und daß er uns dabei hilft, dürfte wohl klar sein, nicht wahr, Herr Professor?«

Bernstein nickte.

»Ich habe wohl keine andere Wahl ...«

Als Bernstein morgens gegen fünf Uhr die außerhalb der Stadt gelegene Anstalt in Begleitung seiner beiden »Freunde« erreichte, erlebte er eine unangenehme Überraschung. Der leitende Arzt, ein Freund von ihm und mit der Angelegenheit vertraut, berichtete ihm entsetzt, daß Montelli entflohen sei.

»Wie konnte das geschehen, Berger?«

»Gegen zehn Uhr verlangte der Patient ein Schlafmittel. Es war nicht das erste Mal, also schöpfte niemand Verdacht. Aber wie immer nachts wurde die Krankenschwester von einem männlichen Pfleger begleitet. Als sie die Zellentür öffneten, stürzte sich Montelli, mit einem Stuhlbein bewaffnet, auf sie. Der Pfleger wurde niedergeschlagen und so schwer ver-

letzt, daß er zwei Stunden später starb. Die Schwester kam mit dem Schrecken davon, denn Montelli boxte sie nur nieder und verschwand im Park. Leider sind die Sicherheitsvorkehrungen nicht so, wie es vielleicht wünschenswert wäre, Dr. Bernstein ...«

»Sie trifft keine Schuld, Berger«, beruhigte ihn Bernstein kollegial. »Wir haben oft genug darüber gesprochen. Haben Sie die Polizei benachrichtigt?«

»Natürlich. Schließlich ist ein Mord geschehen. Einige Beamte sind noch im Hause ...« Er verstummte, als die Begleiter Bernstein diesen fest am Arm packten und in Richtung Straße zogen. »Wo wollen Sie denn hin?«

»Oh ... habe noch etwas zu erledigen, Dr. Berger. Ich melde mich später.« Das Taxi wartete noch mit laufendem Motor. Kel Dave war immer ein vorsichtiger Mann gewesen. »Das hätte aber schiefgehen können!«

»Lassen Sie das meine Sorge sein, Professor. Sieht so aus, als hätte Montelli sich selbständig gemacht. Pech für Sie, fürchte ich.« Sie stiegen ein. Der Wagen fuhr an und verschwand stadteinwärts. »Das sieht Montelli wieder ähnlich. Nun hat er drei Morde auf dem Gewissen. Wenn er so weitermacht, schlägt er mich noch.«

Bernstein schwieg. Seine Lage hatte sich durch Montellis Flucht nicht gerade verbessert, auch wenn der Killer ihm glaubte. Er war zu einer Art Sicherheitsfaktor geworden.

Den folgenden Tag verbrachte Bernstein in der Wohnung Kel Daves. Der Leibwächter und Knacker Ben Miller schlief im Vorraum auf einer Matratze, und an ihm wäre der Gelehrte niemals vorbeigekommen.

Dave selbst war den ganzen Tag unterwegs, und selbst Miller wußte nicht, was er trieb. Bernstein nahm an, daß er sich über die Einzelheiten von Montellis Flucht informierte. Aber es war nicht sicher, wieviel und was die Polizei darüber verlauten ließ.

Abends kam Dave zurück, abgehetzt und schlechter Laune.

»Ich habe meine Verbindungen spielen lassen, Professor. Offiziell wurde nichts bekanntgegeben. Aber ich weiß nun, daß Sie mich nicht angelogen haben. Stimmt alles, aber Montelli ist verschwunden. Wie sollen wir ihn wiederfinden? Freiwillig wird er sich bestimmt nicht melden.«

Bernstein richtete sich auf dem Bett auf. Er sah Dave an.

»Warum nicht?« fragte er. »Denken Sie mal nach, Mr. Dave. Wir zwei sind nun Verbündete, nachdem er geflohen ist. Warum sollten wir also nicht zusammenarbeiten? Sie wollen das Geld, ich will Montelli. Und Montelli will mich, seinen Körper – sobald er das Geld hat.«

Dave setzte sich. Miller brachte einen Drink aus der Hausbar.

»Vielleicht haben Sie recht, Professor. Aber wie soll Montelli erfahren, wo Sie sich aufhalten?«

»Wir lassen es ihn wissen«, sagte Dr. Bernstein einfach.

Kel Dave starrte ihn mißtrauisch an.

»Wie meinen Sie das? Soll ich vielleicht in der Zeitung eine Anzeige aufgeben?«

»Warum nicht? Oder wollen Sie mir vertrauen und mich freilassen? Dann allerdings hätten wir ihn schnell ...«

Dave schüttelte den Kopf.

»Lieber nicht. Die Anzeige klingt besser. Schlagen Sie mal einen Text vor.«

Miller verschüttete fast seinen Whisky.

»Kel, hast du einen Vogel? Willst du in der Zeitung bekanntgeben, wo wir wohnen, damit uns die Polente schnappt?«

»Natürlich nicht, Ben. Eine getarnte Anzeige, deren Sinn nur unser Freund Montelli kapiert, ist doch klar. Kleiner Hinweis auf das Vertauschen der Gehirne, auf den Bankraub und auf unseren verehrten Gast. Sollst mal sehen, wie schnell Montelli hier aufkreuzt.«

»Hoffentlich hast du recht ...«

»Wenn die Kalkulation unseres Professors stimmt, ganz sicher.« Guisepppe Montelli fühlte sich nach der Flucht wie neugeboren. Niemand kannte ihn, und sein Gesicht hatte noch niemals einen Steckbrief geziert. Fast empfand er das als Beleidigung, aber dann sah er ein, daß Sicherheit vor Ruhm ging.

Bereits am ersten Tag allerdings spürte er die körperliche Erschöpfung. Früher hätten ihm die Anstrengungen nichts ausgemacht, aber mit Bernsteins Körper war eben kein Staat mehr zu machen. Das veraltete Modell hatte bald ausgedient.

Das Geld, dann Bernstein – und dann zurück in die eigene Haut!

Das war Montellis Programm.

Sicher, er war der Gaskammer entronnen, und es war sicherlich der phantastischste Fluchtweg gewesen, den je ein Mensch genommen hatte, aber nun, da er frei und bald auch reich war, hatte er keine Lust, in einem alten und kränklichen Körper dahinzusiechen. Er würde Professor Bernstein und seine Assistenten

zwingen, den Tausch rückgängig zu machen.

Es gelang ihm, in einem kleinen Hotel unterzukommen, ohne daß er die Miete im voraus bezahlen mußte. Zum Glück trug er noch Bernsteins ursprüngliche Kleidung, und einen Hut, der sein Gesicht halbwegs verdeckte, fand er kostenlos in der Garderobe. Als es Abend wurde, machte er sich auf den Weg, um sein Geld zu holen. Es war nicht weit, und als er zwei Stunden später zurückkehrte, war er um 200 000 Dollar reicher. Da er keine Aktentasche hatte, mußte er die Banknoten in den Taschen unterbringen. Das war schwerer, als er sich vorgestellt hatte, aber unangefochten erreichte er wieder das Hotel und gelangte auf sein Zimmer. Erleichtert ließ er sich aufs Bett fallen, dann telefonierte er nach dem Zimmerkellner und verlangte eine Flasche Bourbon.

Am anderen Vormittag ließ er sich das Frühstück ans Bett bringen und studierte in aller Ruhe die Zeitungen. Es war normalerweise nicht sein Hobby, die Anzeigen zu lesen, aber er hätte blind sein müssen, wenn er diese übersehen hätte.

Er las:

HALLO, GUI!
Dein Herzgold ist bei
uns. Willst Du tauschen?
Dann komm! Ben und Kel.

Montelli nahm eine kräftigen Schluck und blätterte die restlichen Zeitungen durch. Die Anzeige war in jeder. Damit war alles klar. Dave und Miller wußten von der Geschichte und hatten sich den Professor ge-

schnappt. Guis – so hatten sie ihn immer genannt. Und mit dem Herzgold konnte nur Bernstein gemeint sein. Sie hatten außerdem schon seine Absicht erraten, wieder in den ehemaligen Körper zurückzukehren.

Dave war schon immer sehr clever gewesen. Fast zu clever.

Montelli schob dem Portier mit einer großzügigen Geste einen Fünzigdollarschein unter die Nase und erkundigte sich nach einem anständigen Schneider. Er hatte das Geld hinter der Heizung versteckt und nur ein paar tausend Dollar bei sich. Die beiden Halunken, die sich seine Freunde nannten, waren nicht gerade aus edlem Holz geschnitzt.

Am frühen Nachmittag gelangte er über den Hinterhof und die Feuerleiter in das Haus, in dem Kel Dave wohnte. Als er vor der Tür stand, zitterten seine Hände ein wenig. Er hatte sich völlig neu eingekleidet und trug in der rechten Hosentasche einen kurzläufigen Revolver, Kaliber achtunddreißig. Für alle Fälle, falls die Jungs auf dumme Ideen kamen.

Die Hand in der Tasche, klingelte er.

Ben Miller öffnete und sah Montelli fragend an.

»Wollen Sie was verkaufen, Alter? Wir brauchen nichts ...«

Montelli zog die Hand aus der Tasche und zeigte dem Knacker den Revolver.

»Geh schon rein, Ben. Und keine falsche Bewegung ...«

Miller starrte den alten, ihm unbekanntem Mann fassungslos an, ehe das Begreifen in ihm dämmerte. Gehorsam machte er kehrt und ging voran. Er war so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er nicht einmal dazu kam, Kel Dave zu warnen.

Der Killer begriff schneller, als es Montelli lieb sein konnte. Seine Rechte fuhr wortlos zum Schulterhalfter, als er den Revolver in der Hand des alten, unbekanntes Mannes erblickte. Aber noch ehe er die Waffe herausgezogen hatte, traf ihn Montellis Geschoß mitten in die Stirn.

Nun handelte auch Ben Miller. Mit einem wütenden Aufschrei drehte er sich um und stürzte sich auf Montelli, der ihn ruhig und gelassen erwartete, zielte – und schoß.

Dann erst zog er die Tür hinter sich zu.

Bernstein saß wie gelähmt in dem Sessel unter dem Fenster, unfähig sich zu rühren oder gar einzugreifen. Er starrte Montelli nur an.

»Wir haben nicht viel Zeit, Professor«, sagte Montelli und schob den Revolver in die Tasche zurück. »Wenn uns die Polizei hier erwischt, haben wir beide Unannehmlichkeiten. Kommen Sie ...«

»Sie sind ein Mörder, Montelli ...«

»Wußten sie das nicht? Besäßen Sie meinen Körper, wenn ich kein Mörder wäre ...? Also los, überlegen Sie nicht lange.«

»Was haben Sie mit mir vor?«

Montelli grinste hinterhältig.

»Ein kleines Experiment, mehr nicht. Sie experimentieren doch so gern, nicht wahr? Ich werde Ihnen die Gelegenheit dazu geben ...«

Unangefochten erreichten sie die Straße und fanden ein Taxi. Montelli gab die Adresse des kleinen Hotels an, eine Viertelstunde später hockte Dr. Bernstein verschüchtert und ratlos auf dem einzigen Bett des billigen Zimmers. Montelli saß ihm in einem Sessel gegenüber.

»Ist doch ganz einfach, Professor. Ich habe inzwischen das Geld. Sie und Ihre beiden Ärzte erhalten die Hälfte, haargenau einhunderttausend Dollar. Dafür bekomme ich meinen Körper wieder. Sie rufen jetzt von hier aus Black und Kolov an, damit wir die Sache besprechen können. Die beiden sollen den Mund halten und allein kommen, sonst töte ich Sie. Sie wissen, daß ich keine leere Drohungen ausstoße. Sie sind zu ersetzen, Professor. Es gibt genug junge Leute in dieser Stadt ...«

Bernstein ergab sich in sein Schicksal. Nicht das Geld reizte ihn, wohl aber die Aussicht auf die geplante Rückverpflanzung. Wenn sie gelang ...

Trotzdem schlug er vor:

»Warum nehmen Sie keinen Unbekannten? Es ist ein großes Risiko für Sie, in Ihren alten Körper zurückzukehren. Sie verstehen, was ich meine ...?«

Montelli verstand natürlich.

»Warum zerbrechen Sie sich meinen Kopf, Professor? Ich habe schon meine Gründe, wenn ich wieder der richtige Montelli werden will. Und nun verständigen Sie endlich Ihre Kollegen.«

Als zu der Flucht des Mörders im Körper des Professors noch das spurlose Verschwinden von Bernstein und seinen beiden Assistenten kam, hob der oberste Gerichtshof in Washington die Begnadigung von Montelli auf. Ein Steckbrief ging in alle Staaten, und auf ihm war klar und deutlich das Gesicht eines alten und gar nicht verbrecherisch aussehenden Mannes zu erkennen.

Sie verhafteten ihn einen Tag später, als er heimlich das Institut betreten wollte.

»Ich bin Professor Bernstein – was wollen Sie von mir ...?«

Die Theorie der Rückverpflanzung stieß beim obersten Gerichtshof auf taube Ohren, zumal Black und Kolov, die die Rückverpflanzung angeblich vorgenommen haben sollten, unauffindbar blieben. Man wußte jedoch, wie raffiniert Montelli sein konnte, und abermals schickte man ihn in die Todeszelle. Diesmal ohne jede Chance.

Der Professor selbst, im Körper des jungen Mörders, blieb auch verschwunden. Er tauchte nie wieder auf.

Trotzdem hatte der Henker des alten Mannes, in dem der intelligente und gelehrige Geist eines verworfenen Mörders steckte, ein schlechtes Gefühl, als die Zyankalikuln in die Säure fielen und das giftige Gas in die Todeskammer strömte.

Er hatte noch nie einen Menschen so friedlich sterben sehen.

ENDE

Als nächstes TERRA-Taschenbuch erscheint:

Friedenskommissare der Galaxis

von Keith Laumer

**James Retief, der Krisenspezialist des CDT, im
Einsatz auf Lumbaga, dem Planeten der Amokläufer**

Deutscher Erstdruck

**Der galaktische Diplomat auf dem
Planeten der Berserker und Amokläufer**

James Retief, der Krisenspezialist des CDT, des Corps Diplomatique Terrestrienne, gehört zu den Mitgliedern einer interstellar gemischten Kommission, die auf dem Planeten Lumbaga geordnete Verhältnisse schaffen und den Eingeborenen den Frieden bringen soll.

Doch dies ist eine Aufgabe, die selbst die sprichwörtliche Geduld von Engeln oder die Leidenschaftlichkeit von Märtyrern über Gebühr strapazieren würde. Denn die Lumbaganer sind Geschöpfe, die offenbar in Kampf und Streit ihren Lebensinhalt sehen.

Dennoch muß es einen Weg geben, Lumbaga zu befrieden und Berserker, Untergrundkämpfer, Kopffäger, Partisanen, Amokläufer und andere unangenehme Zeitgenossen in friedliche Bürger zu verwandeln.

Retief findet diesen Weg. Er greift in das Geschehen ein und ignoriert alle Spielregeln der galaktischen Bürokratie und Diplomatie.

Dieses TERRA-Taschenbuch ist der siebte Band mit Relief, dem beliebten SF-Helden. Die vorangegangenen Bände tragen die Titel DIPLOMAT DER GALAXIS (Band 115), DIPLOMAT UND REBELL VON TERRA (Band 159), DIPLOMAT DER GRENZWELTEN (Band 176), DER DRACHENTÖTER (Band 183), DER MANN VOM CDT (Band 200) und DIPLOMAT DER STERNE (Band 226).

Terra-Taschenbuch Nr. 236 in Kürze überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel erhältlich. Preis DM 2,80.